

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 49.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von Rudolf Lavant.

(Fortsetzung.)

Alle lachten, nur Born, der sonst ein so dankbarer Zuhörer und in Bezug auf die Qualität eines Scherzes höchst anspruchslos war, machte ein ziemlich sauerböses Gesicht und schien von Arvenbergs Bericht sehr wenig erbaut zu sein. Das blieb natürlich nicht unbemerkt und Wendt spottete nicht ohne einen Anflug von grausamer Schadenfreude:

„Aber da lachen Sie doch, Born — oder sind Sie schon eifersüchtig auf Arvenberg und finden Sie, daß man gegen den Kritiker noch liebenswürdiger war, als gegen den Dichter? Das wäre das allerverkehrteste; wenn Sie entschlossen sind, der Wallujsch minniglich zu huldigen und dieser Dame Troubadour zu werden, müssen Sie der Eifersucht ein für allemal entsagen, sonst haben Sie keine ruhige Stunde. Sie nimmt nun einmal unter keinen Umständen Rücksicht auf männliches Empfinden und merkt sie, daß jemand eifersüchtig wird, so kommt die Katzenart zum Vorschein und sie treibt's nur immer toller — rein aus Uebermuth. Ruhig Blut also, mein Herr Nebenbuhler, und eine kalte Miene, wie es auch innerlich kochen möge! Uebrigens sind Sie gegen mich im Vortheil — Sie sehen ja nichts und sie muß es schon sehr deutlich machen, wenn Sie bemerken sollen, daß sie unter Ihren Augen mit einem andern kokettirt; ich wollte, mir würde's auch so wohl.“

Born verstand aber an diesem Abend ganz und gar keinen Spaß; er erwiderte ärgerlich:

„Ich weiß nicht, ob Sie das alles für besonders geistreich halten — mir kommt es herzlich lahm vor. Anzunehmen, daß ich mich in Ihre Ruffin vergafft hätte, ist einfach ein Blödsinn — lassen Sie mich also mit solchen Anspielungen ungeschoren; ich habe keine Lust, immerfort Reitzpferd zu sein. Uebrigens glaube ich die Dame besser zu kennen als Sie und kann Ihnen versichern, daß sie keineswegs eine alltägliche Kolette ist; sie kann sehr ernsthaft und verständig sein, sie hat ein feines Kunstverständnis, sie zeigt Sinn und Empfänglichkeit für alles Schöne und Hohe, und daß ihre Bildung eine einseitig französische ist, daß sie vieles von unseren besten literarischen Schätzen kaum dem Namen nach kennt, erscheint mir unter den gegebenen Verhältnissen fast als ein Vorzug — ich habe infolge dessen das Vergnügen, sie in eine ihr neue Welt einzuführen und dieses Vergnügen könnten ihr mir wohl gönnen. Sollte ich die Marotte bekommen, mich in sie zu verlieben, so würde ich es ja sein, der den Schaden zu tragen hätte, nicht ihr, und ich würde dabei

obendrein nur thun, was ihr mir so oft schon in allen Tonarten angerathen habt; dem Mangel an Aufregung wäre ja dann mit einem male abgeholfen und zwar gründlich.“

„Born,“ rief Lindner, „das war die längste und schönste Rede, die du in deinem ganzen Leben gehalten hast — sie verband attisches Salz mit christlich-germanischer Salbung. Im übrigen schlage ich vor, daß Born bereits verliebt ist und zwar verliebt wie eine Tümpelkröte.“

„Das wollen wir doch einmal erst sehen,“ meinte Arvenberg listig, ohne sich durch des armen Born ungeduldige Handbewegung auch nur einen Moment irre machen zu lassen. „Hat Ihnen die Dame, die wir zu dritt lieben — Sie sind doch dabei, Wendt? — nicht gesagt, daß sie für das germanische Blondhaar und die Ehrenpreisbläue des deutschen Auges stets eine Schwäche gehabt habe, und sind Sie sich dabei nicht instinktiv mit allen fünf Fingern durch die saubere Frisur gefahren, daß Sie nachher zwei Stunden zu bürsten hatten, um die alte Adretttheit nur nothdürftig wieder herzustellen?“

„Ist ihr gar nicht eingefallen,“ knurrte Born, dessen Geduld allmählich löchrig wurde.

„Dann habe ich sie also doch zu hart beurtheilt, oder es kommt noch,“ erläuterte Arvenberg; „mir hat sie nämlich erklärt, daß sie stets eine Vorliebe für die Juden gehabt habe, die ohne Ausnahme gescheite Leute seien, witzig, schlagfertig, scharfsinnig — d. h. nur die Männer — und daß diese Vorliebe vielleicht mit der für schwarzes Haar und schwarze Augen zusammenhänge. Ich nahm an, sie werde Blondins gegenüber die entgegengesetzte Taktik befolgen; die Spekulation auf männliche Eitelkeit ist bekanntlich noch lange nicht die schlechteste.“

Born sah den Sprecher nur an und suchte so viel Indignation in diesen Blick zu legen, als sich mit seiner unverwundlichen Gutmüthigkeit und seiner echten Freundschaft für Arvenberg nur irgend vertragen. Lindner aber meinte:

„Die Sache steht also so: Die runderliche Schleie Wendt und der Stachelbarich Born haben angebissen, der Hecht Arvenberg wird nächstens zuschnappen.“

„Und der biedere Karpfen Lindner wird, ungewarnt und ungewarnt, sogar den löcherigen Haken verschlucken,“ ergänzte Reinisch, — „wir werden's uns wiedersagen, ehe der Herbstwind das welke Laub über die Stoppeln jagt.“

Lindner schüttelte sehr bestimmt den Kopf und meinte trocken:

„Ihren Scharfsinn in Ehren, Reiniſch, das wird aber ſpät werden; ich glaube, ich bin gegen alle Kuffinnen der Welt gezeit und gegen die emanzipirten erſt recht.“

Der Maler zuckte die Achſeln und ſang leiſe vor ſich hin — eine bekannte Volksweiſe; ſollte in der Textſtelle „Und a biſſele Lieb und a biſſele Tren und a biſſele Falſchheit is allweil dabei“ ſeine Antwort liegen?

Lindner hatte es ja ehrlich und aufrichtig gemeint; er ſah im Geiſte das roſige Kindergeſichtchen, das dem Töchterchen ſeiner Wirthin angehörte, und dieſes liebe Geſichtchen hatte er ſich ſchon ſo unendlich oft mit dem fraulichen und mütterlichen Ausdruck vorgeſtellt, daß er ſich allen Anſetzungen gewachſen glaubte und nichts für leichter hielt, als der Kleinen treu zu bleiben.

Das Geſpräch war damit beendet und wurde im Caſe, wo man noch ein halbes Stündchen ſaß, nicht wieder aufgenommen; da hatte ja irgendwer Ueberſeherjünden aufgedeckt und dieſes Thema war unzweifelhaft viel wichtiger! Der kleine Kreis zerſtreute ſich dann nach allen Seiten und auch Born ſchritt ſeiner Wohnung zu; wenn man gewußt hätte, daß er gleich darauf in eine Seitenſtraße einbog und einen Umweg von einer ſcharfen halben Stunde machte, um — noch unter den Fenſtern vorüberzugehen, an deren einem vielleicht gerade jezt Tatjana ſtand! Er wagte es kaum, einen zaghaften Seitenblick emporzuwerfen, der ihn gerade nur darüber belehren konnte, daß einige Flammen der Gaſtrone noch brannten, und ſchritt dann, wie auf einer ſittlich-bedenklichen Handlung ertappt, raſch davon. Argliſtige Tatjana, warum hatteſt du von deiner Bewunderung für eine kleine Novelle geſprochen, deren viel umworbene Heldin für einen zum Krüppel geſchoſſenen, kirchenthumsarmen Offizier ſchwärmte und ihn auch heiratete, warum hatteſt du es ſo bewunderungswürdig und für dein Gefühl ſo verſtändlich gefunden, daß ſie den Gebrechlichen und Hülfloſen leidenschaftlicher liebte, als ſie den Geſunden und Kräftigen je geliebt haben würde? Sie hatte das einen tief in der weiblichen Natur begründeten Zug genannt, und war der Blick, mit dem ſie den halbblinden Dichter dabei anſah, nicht feucht geweſen? Born hatte nichts erwidert, aber nun wußte er, daß ſie das edelmüthigſte, großherzigſte Geſchöpf unter der Sonne war, und er konnte den Freunden, die ſo ſchöne Reden über ſie führten, erſtlich zürnen, wenn er ſie auch mehr noch bemitleidete. Wie ſich Tatjana auch zeigen mochte — was ſie war, das hatte ſie doch nur ihn ahnen laſſen, und ſollte er auf dieſen Vorzug nicht ſtolz ſein? Er war recht ſtolz und glücklich, der gute Born, als er in dichtem Geſtöber ſich heimtappte.

Acht Tage ſpäter — dieſesmal im Erdgeſchoß eines kleinen, zwiſchen Gärten und dicht am Fluß gelegenen Hinterhauſes, der Reſidenz des Dramendichters. Reiniſch hatte ſie die „Eisgrotte“ getauft, nicht ohne Berechtigung. Born hatte den ganzen Nachmittag heizen laſſen, aber die Eisblumen an den Scheiben waren nicht abgethaut und während in der Nähe des feuerſpeienden rothglühenden eiſernen Ofens, um den ſich alle zuſammendrängten, wie die Küchlein um die Glucke, eine faſt unerträgliche Glut herrſchte, froh man auf der Rückſeite und hatte kalte Füße. Arvenberg ſchimpfte wie ein Rohrsperrling; obgleich er den Paletot anbehalten hatte, konnte er ſich nicht erwärmen, und er beruhigte ſich erſt einigermaßen, als ihn Born in ſeiner Verzweiflung allen Genies den Vorſchlag machte, ſich angekleidet in ſein Bett zu legen, und einſtweilen ein paar gewaltige Filzchuhe geſchleppt brachte, in denen ſich Arvenbergs kleine Füße ſpurlos verloren. Der arme Dichter hatte ſtets viel zu leiden, wenn man bei ihm zuſammentam; alle ſeine Bethenerungen, daß die Wohnung im Sommer reizend, hochpoetiſch und angenehm kühl ſei, wurden mit raiſiſchem Hohngelächter aufgenommen; man war nun einmal entſchloſſen, kein gutes Haar an derſelben zu laſſen. Wendt ſuchte eine beſondere Force darin, die zahlloſen gehäkkelten Decken und Decken, die überall paradiſirten und von denen ein halbes Duzend allein an das Sopha perſchwendet war, als Hinderniſſe der Bequemlichkeit und bloße Schauſtücke zu formloſen Knäueln zuſammenzuballen und dabei auf die ſpartaniſche Einfachheit ſeiner „Bude“ hinzuweiſen. Arvenberg kritiſirte die Waſen auf Schränken, Tiſchen und Kommoden, deren er bald dreiundzwanzig, bald ſiebenundzwanzig gezählt haben wollte; Reiniſch erging ſich in ſchönen Bemerkungen über den Bildersmuck des Zimmers, der allerdings von einem ziemlich primitiven Geſchmack zeugte; es war das „gute Zimmer“ der braven Wirthsleute und an der Wand hingen — in goldner Schrift auf ultramarinblauem Grunde — die Tauftafeln ſämmtlicher Sproßlinge der Familie zwiſchen

einigen grell-bunten Delbruckbildern — Prämienblättern zu illuſtrirten Journalen. Lindner vermied die Abweſenheit jedes Schmucks aus den drei Reichern der Natur und erklärte, das Zimmer würde ſich weit aparter ausnehmen, wenn an der Decke, wie in manchen Droguenhandlungen, ein kleines Krokodil hinge oder auf den Schränken einige intereſſante Mißgeburten in Spiritus aufgeſtellt würden; außerdem gehöre an die Wand eine kräftige Abbildung des bethlehemitischen Kindermords oder eines ähnlichen Massacres en gros — die Beſchäftigung des Bewohners müſſe ſich in der ganzen Einrichtung und Ausſchmückung der von ihm bewohnten Räume widerſpiegeln.

Am Schluſſe einer längeren, reichlich mit kraftvollen Verwünſchungen gewürzten Rede über die Verwerflichkeit ſämmtlicher „Buden“, die Born bisher bewohnt, rief Wendt pathetiſch aus:

„Stellen Sie ſich nur einmal vor, beſter Born, die Walujeff überrumpelte Sie eines Tags hier! Zuzutrauen iſt ihr auch das, ſie gukt eines ſchönen Tags ein paar Minuten lang durch's Fenſter, tippt dann mit dem Sonnenschirm an die Scheibe, wünſcht Ihnen einen guten Morgen, macht einen graziöſen Knig, legt Ihnen ein Weichenfräuſchen aufs Fenſterbret und iſt im nächſten Moment verſchwunden. Welchen Begriff ſoll ſie von dem bekommen, der in einer ſolchen Philifterbude wohnen mag? ſoll ſie wirklich glauben, daß in ſolchen Räumen, die Flügelschläge des Genies rauſchen — ſo ſagt man doch? Eine gewiſſe geniale Unordnung — damit könnten Sie ihr eher imponiren. Machen Sie doch mindestens einen kleinen Scherz — ſetzen Sie z. B. der gußeisernen ſchwarzen Jungfrau, die geſentkten Hauptes auf Ihrem Ofen lagert, und die ſo melancholiſch ausſieht, als habe ſie einen Wandwurm oder als befinde ſie ſich im kritiſcheſten Stadium der Seekrankheit, Ihren Hut auf.“

„Also Zigeunerwirthſchaft — ja, wenn das Born könnte!“ erwiderte Lindner. „Ihr hättet nur ſehen ſollen, in welche Verzweiflung er gerieth und wie er rein aus der Haut fahren wollte, als mir mein Vetter in Geſtemünde vorigen Winter einen großen Steinbutt ſchickte! Born war gerade bei mir, als das intereſſante Seeungeheuer anlangte; mein Antrag, daſſelbe als Abendbrot zu verpeiſen, fand einſtimmige Annahme, als ſich aber herausſtellte, daß meine Wirthin ausgegangen war und die Küche verſchloſſen hatte, damit Pieſch nicht hineingerieth, hielt Born das Projekt für geſcheitert und geberdete ſich gleich einem der verzweifelnden Helden in ſeinen Dramen, als ich ihm nach einer kritiſchen Muſterung der uns zur Verfügung ſtehenden Kochutensilien meinen neuen Plan entwickelte. Er mußte aber ſchließlich nachgeben und das Fiſchlein wurde, nachdem Born beim nächſten Viktualier Senf und Butter geholt hatte und die letztere in einer großen porzellanen Zuckerdoſe zerlaſſen und braun gemacht worden war, mit einer großen Papierscheere in etwas unregelmäßige Stücke zerlegt und im — Waſchbecken ſervirt. Es ging auch und hat uns ganz ausgezeichnet geſchmeckt, das könnt ihr glauben — nicht wahr, Born?“

„Ihr ſeid doch die reinen Barbaren!“ ſtöhnte Wendt; „ſollte man dergleichen im neunzehnten Jahrhundert für möglich halten? Der Menſch iſt nicht bloß, was er iſt, er iſt auch, wie er iſt, und nun überlegt euch einmal, was ihr ſeid, die ihr mit ſolchen himmelſchreienden Sünden auch noch prahlt!“

„Man ſollte es allerdings zur Ehre der Menſchheit für unmöglich halten,“ warf Arvenberg ein, „daß dergleichen in civiliſirten Ländern noch vorkommt, aber wir wollen doch einmal bei der Ruſſin bleiben. Ich halte es für ſelbſtverſtändlich, daß jeder gewiſſenhaft berichtet, der ſie getroffen hat — keine Geheimniſſe.“

„Wird ſich auf die Dauer kaum durchführen laſſen!“ ſpottete Reiniſch, „ich möchte aber auch beantragen, daß die etwaigen Weichten gleich zu Anfang abgemacht werden; ich komme heute mit meiner Erzählung zu Ende und werde dann ſchwerlich aufgelegt ſein, über unſere Vereinsaſſaſſa mit euch zu ſchwätzen. Wer hat denn jezt die meiſte Chance, ihr Perikles zu werden?“

Alles ſchwieg, worauf denn Lindner, nicht ohne eine gewiſſe Verlegenheit, meinte:

„Dann bin ich's am Ende gar! Zu meiner nicht geringen Ueberräſchung fand ich, als ich nach unſerem letzten Abend heimkam, eine Einladung zum Mittaggeſſen für den nächſten Sonntag vor; die Einladung lautete natürlich nur auf ‚einen Löffel Suppe‘, ich würde aber in ernſtliche Bedrängniß gerathen, ſollte ich euch berichten, was ich alles geſſen habe — Wendts Kochkunſt-wiſſenſchaftliche Wißbegierde muß alſo unbefriedigt bleiben, ſo ſehr mich das auch ſchmerzt. Es war noch eine hieſige Familie eingeladen, die eines pensionirten Regierungsraths, ſehr nette Leute, denen

ich am nächsten Tage meinen pflichtschuldigen Anstandsbesuch machte. Die Folge war, daß ich für Mittwoch zum Abendessen eingeladen ward, so daß ich mir in meiner übertriebenen Gewissenhaftigkeit bereits die Frage vorlegte, ob ich nicht am Ende galanter gegen die heiratsfähige Tochter gewesen sei, als einem jungen Manne, „der eine Zukunft hat“, erlaubt ist. Als ich vor dem Hause ankam, schickte sich ein Miethwagen eben an, abzufahren, und auf der Treppe schon holte ich — Fräulein Walujeff ein. Das ist doch gewiß schon etwas — die Hauptsache kommt aber erst noch. Die Thür zum Speisezimmer stand offen und ich sah zufällig, daß Fräulein Tatjana, die drüben mit der Frau vom Hause plauderte, die Karten auf den Kouverts musterte, ihr etwas zuflüsterte, ein zustimmendes Nicken zur Antwort erhielt und dann einen Tausch über den Tisch weg vornahm. Da schoß mir natürlich das Blättchen — und in der That stellte sich dann heraus, daß Fräulein Walujeff meine Nachbarin zur Rechten war — sie hatte auf der andern Seite sitzen sollen und der Tausch hatte nur bezweckt, sie neben mich zu bringen; ich hatte mir das betreffende Kouvert zu genau gemerkt. Selbstverständlich habe ich nicht das mindeste davon verrathen, daß ich eine unabsichtliche Indiskretion begangen hatte —

„Das wäre auch über's Bohnenlied gegangen, das aber steht fest, daß Sie den Kartentausch hatten sehen sollen; die Walujeff ist viel zu schlau, um sich belauschen zu lassen, wenn ihr das nicht in den Kram paßt!“ erläuterte Wendt. „Nun, wie war's weiter? — ich bin gespannt.“

„Ja, wenn ich das so recht wüßte,“ erwiderte Lindner, „ich kann ja nicht einmal sagen, welche Farbe ihr Kleid hatte. Nur das weiß ich, daß ihr lächerlich kleines Spizentäschentuch nach Weischen duftete und daß auf ihren Manschettenknöpfen Käfer trocken —“

„Auch eine feine Aufmerksamkeit für Sie!“ schaltete Wendt ironisch ein.

„Ach, Dummheit!“ wehrte sich Lindner, „wer wird denn gleich so weit denken? Uebrigens waren es ganz alberne Phantasieläfer — als ob die Natur nicht die reizendsten und bizarren Vorbilder in Menge lieferte! Geplaudert haben wir von allem möglichen — d. h. sie hat in einemfordt gefragt und ich hatte eben zu antworten. Manchmal waren die Fragen recht naiv, aber, du lieber Gott, was lernt denn so ein Mädchen und — was merkt sie sich? höchstens, daß die Korallen und die Perlen nicht auf den Bäumen wachsen.“

„Nun, Sie werden das arme Mädchen hübsch gelangweilt und halb zu Tode dozirt haben,“ sagte Wendt, der vor Neugierde brannte. „Haben Sie Tatjana nach Hause begleitet dürfen?“

„Allerdings — ich mußte sogar. Die Frau Regierungsrath fragte mich, ob ich Fräulein Walujeff nach ihrer Wohnung begleiten wollte; ein Wagen sei schwer anzutreiben und die Nacht sei schön. Ich verbeugte mich und die Sache war geordnet. Nun kam aber der Haken; ich wußte nicht recht, ob ich ihr den Arm bieten sollte, unterließ es also. Ich bin ja keineswegs klein, aber sie ist reichlich einen halben Kopf höher als ich und das genierte mich; ich dachte, es würde lächerlich aussehen. Dazu rauschte und raschelte alles an ihr von Seide, es war alles in allem ein äußerst unbehagliche Situation. Sie meinte, wir würden wohl bald einen Wagen finden, ich sagte nichts darauf und richtig stand auf dem nächsten freien Platz eine Nachtdroschke, in der sie denn davon fuhr.“

„Oh, Sie Lamm Gottes!“ rief Wendt, halb belustigt, halb

geärgert, „was haben Sie nun da wieder gemacht! Es liegt doch auf der flachen Hand, daß sie von Ihnen nach Hause begleitet sein wollte, denn eine Droschke ist jederzeit zu beschaffen — das war mir also nur eine faule Ausrede. Das mindeste, was Sie zu thun hatten, war doch, Ihr Bedauern darüber auszusprechen, daß Ihre Hoffnung, noch eine halbe Stunde ungestört mit ihr plaudern und ihre liebenswürdige Gesellschaft genießen zu können, auf diese Weise vereitelt werde. Ich wette meine Nase gegen einen Pflaumenkern, daß sie darauf in der verbindlichsten Weise erwidert hätte, sie gehe viel lieber und habe nur gefürchtet, den Herrn zu geniren. Von Hirschkäfern und Naskäfern und Wasserkäfern verstehen Sie unmenschlich viel, geliebter Lindner, von den Frauenzimmern aber nichts, am allerwenigsten von den Tatjanas. Jedenfalls haben Sie's auf plumyfte Weise mit ihr verschüttet — sehen Sie nun zu, wie Sie die Sache wieder einrichten!“

„Mit dem ‚Verschüttethaben‘ wird's so schlimm kaum sein,“ mischte sich der Maler ins Gespräch; „wer weiß, ob Lindners ganzes unqualifizirbares Benehmen ihm nicht — vor der Hand — die Wege ebnet. Entweder hat sie ihn amüsant schüchtern gefunden und den Schüchternen macht man bekanntlich Konzeffionen, um sie zu ermuntern, oder sie ist pikirt wegen seiner Unempfindlichkeit — und das ist noch besser. Und die andern sind also ganz leer ausgegangen? Vorn macht allerdings ein Gesicht wie drei Meilen böser Weg — er wäre gewiß an Lindners Stelle unternehmender gewesen und hätte einige schwärmerische Floskeln riskirt, die man ja, wenn man ein fruchtbarer Dramendichter ist, im Nothfall immer für poetische Lizenzen erklären kann.“

„Bitte,“ erwiderte Vorn, „ich war gestern Abend zur Fortsetzung unserer Lektüre eingeladen; es wurde freilich nichts aus dem Lesen, denn es war Besuch da — ein gelehrter, unausstehlicher Eleganter, der drei Jahre in Paris war und sich seine Ansichten über die Frauen in der Closerie des Lilas und im Jardin Mabille überbildet hat; natürlich ist er nun blasirt, weltchmerzelt ein wenig und schmachtet Fräulein Walujeff dazu in ziemlich dreister, beinahe frivoler Weise an; der vertrauliche Ton, den er immer wieder anzuschlagen sucht, hat mich geärgert, doch was kümmert's mich? Uebrigens muß sie etwas gemerkt haben —“

„Das glaub' ich unbeschworen,“ bemerkte Wendt, „der Herr Hegrimm von König in ‚des Sängers Fluch‘ kann nicht menschenfeindlicher ausgesehen haben, als Sie gestern Abend — furchtbar prächtig, wie blutiger Nordlichtschein.“

Vorn ignorirte die Spötereie und fuhr fort:

„Sie flüsterte mir wenigstens in der ersten Minute des Alleinseins zu, ich solle mich an des Herrn Manieren nicht stoßen. Er habe in Paris eine bedenkliche Schule durchgemacht und das mache sich gelegentlich geltend; er sei aber ein drolliger und nebenbei keineswegs dummer Kerl, sie habe beinahe Mitleid mit ihm und betrachte es als ihre Aufgabe, ihm zu beweisen, daß es auch noch andere Frauen gebe, als die, deren Bekanntschaft er im Babel an der Seine gemacht habe.“

„Worauf sich Ihr Germanengemüth natürlich in Geduld faßte?“ spottete Reimsch. „Nun, warten Sie nur, dergleichen wird noch hübscher kommen — für's erste war das ‚nur ein Tröpflein Fegefeuer‘. Ich kann mich ja irren, aber ich bin überzeugt, der Herr kam Fräulein Walujeff gestern sehr gelegen, wenn er nicht ad hoc geladen war — sie hat sich angefangen, Ihrer aus allen Poren sickernden Eifersucht wahrscheinlich besser amüsirt, als bei Ihrem Drama.“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Lösung eines zweihundertjährigen physikalischen Problems.

Von **Wolffberg-Lindener.**

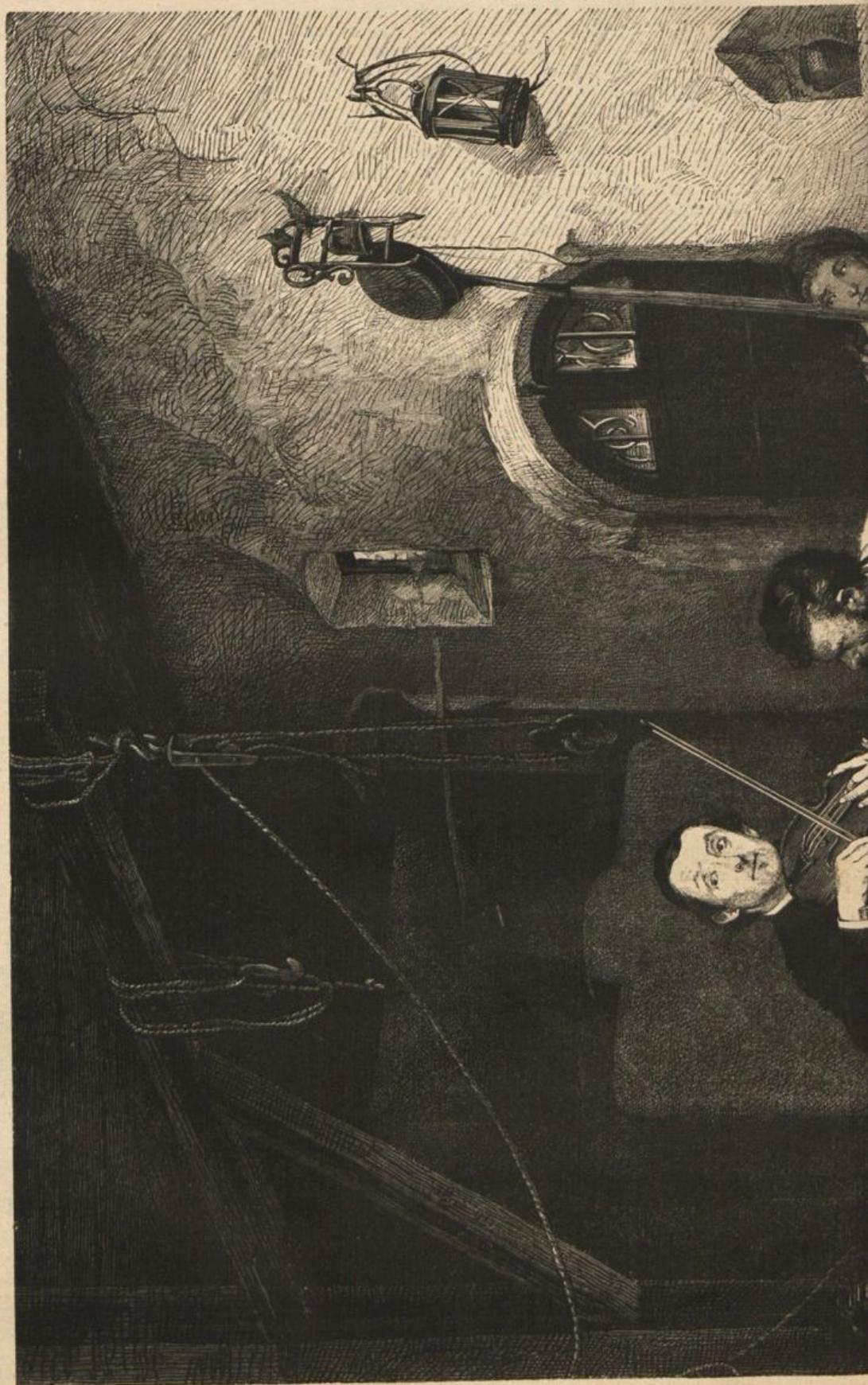
(Fortsetzung.)

Ein günstiges Anzeichen für irgendeine neue Theorie ist es allemal, wenn dieselbe nicht nur vermeidet, neue hypothetische Annahmen zu machen, sondern im Gegentheil die bestehenden Anschauungen vereinfacht und die Zahl der noch figurirenden besonderen „Kräfte“, die zumeist nichts andres bedeuten, als unbekannte Ursachen unbegriffener Erscheinungen, vermindert. Beide Theorien gehen nach dieser Richtung, und zum Theil mit Erfolg. Es sei hier deren Stellung zu der sogenannten „Kraft der Trägheit“ oder dem Beharrungsvermögen hervorgehoben! Ueber diesen Gegenstand

spricht sich Dellingshausen unter anderm an einer Stelle folgenderweise aus: „... daß zwischen einem ruhenden und einem sich bewegenden Körper ebenso gut ein innerer Unterschied bestehen muß, wie z. B. zwischen einem dunklen und einem leuchtenden Körper, und daß sie (diese Erscheinung) ebenso gut einer Erklärung bedarf, wie jede andre Erscheinung, weshalb sie (nämlich die Naturforscher) sich auch mit der Annahme eines Beharrungsvermögens begnügt haben, wie die Astronomen seit zweihundert Jahren mit der unvermittelten Anziehungskraft.“ Hierbei wird

Jzentrake schon angst und bange; er nennt die veruchte Weg-
 räumung des Beharrungsvermögens „ein gar zu kühnes und
 überdies völlig nutzloses
 Wagstück“. Aber Dellings-
 hausen geht garnicht so ra-
 dikal vor; in etwas modi-
 fizierter Bedeutung führt er,
 wie schon erwähnt, eine so-
 genannte spezifische Trägheit
 wieder ein, die bei ihm die
 elementarische Verschieden-
 heit der Stoffe ersetzt, und
 spricht auch später wieder
 von einem Beharrungs-
 vermögen der Körper, aber
 ist der Meinung: „Dieses
 Vermögen ist keine geheim-
 nißvolle Eigenschaft mehr,
 sondern beruht in der Ruhe
 der Körper, wie bei ihrer
 Bewegung auf der unver-
 änderlichen Fortdauer ihrer
 inneren Bewegungen.“ —
 Das ist unklar und kann
 auch nicht anders sein, da
 Dellingshausens vermeint-
 liche Zurückführung des
 Unterschieds ruhender und
 bewegter Körper auf deren
 innere Bewegungen nicht
 stichhaltig ist. Wenn D.
 sagt: „Bewegen sich die
 Punkte im Innern eines
 Körpers in geschlossenen
 Bahnen, so kehren sie nach
 jedem Umschwunge an ihren
 früheren Ort zurück; daher(?)
 bewahrt auch der ganze Kör-
 per stets dieselbe Lage zu
 den andern als feststehend
 betrachteten Körpern und
 kann seinen Ort nicht wech-
 seln, ohne daß durch irgend-
 eine Ursache eine Verände-
 rung in seinen inneren Be-
 wegungen bewirkt werde.
 Das ist das Beharrungs-
 vermögen der Körper in der
 Ruhe. — Erleidet der Kör-
 per dagegen einen Stoß, so
 tritt zu seinen innern Be-
 wegungen in einer bestimm-
 ten Richtung eine neue Kom-
 ponente dazu. Die Bahnen
 der einzelnen Punkte, die
 bis dahin geschlossen waren,
 werden geöffnet und jeder
 Punkt befindet sich am Ende
 seines Umschwungs an einem
 andern Ort, als im Beginn
 desselben, und somit ist auch
 der ganze Körper nach Ver-
 lauf einer bestimmten Zeit
 aus seinem Orte verschoben,“
 so ist einmal leicht einzu-
 sehen, wenn man auch die
 Annahme geschlossener Bah-
 nen für die Punkte im In-
 nern eines Körpers gelten
 läßt, daß hier Voraussetzung
 und Schluß verwechselt sind,
 und daß überdies im letzten
 Theil gegen einen wohlge-
 gründeten Satz der Mechanik
 dadurch verstossen wird, daß nicht die innern Bahnen der Massen-
 theilchen eines Körpers auf ihren Massenmittelpunkt und mittels
 dieses die Masse als Ganzes auf einen relativ festen Punkt

außerhalb des Systems in ihrer Bewegung bezogen wurden. D's
 Verfahren in diesem Fall entfernt sich vollständig vom empirischen



Boden. — Anderssohn hingegen will konsequenterweise nach ge-
 schehenem Nachweis, daß diese sog. „Trägheitskraft“ eine unfaßbare,
 verborgene Eigenschaft der Körper vorstelle, für welche auch nie-

maß von einem Physiker ein mechanisches Äquivalent wirklich in Ansatz komme, diese ganze verwirrende Vorstellung entfernt

Ursache für Beginn oder Aufhören der Bewegung eines Körpers. Je weniger und desto schärfer bestimmter Ausdrücke man sich bei

physikalischen Erörterungen für dieselben Gegenstände bedient, desto mehr Aussicht zum Vorschreiten gewinnt man; weshalb sollte man diese anerkannte Grundregel, möglichst zu vereinfachen, nicht in allen Fällen anwenden?"

Zu dem einen Hauptpunkt nun, demjenigen der physischen Wirkungsweise der Schwerkraft, kommen beide Physiker in derselben Vorstellung überein, nämlich, daß senkrecht auf die Oberfläche der Himmelskörper in ihrer Longitudinalrichtung fortschreitende Wellen des materiellen, gasförmigen Mediums ihre Bewegungsgröße (Energie) auf dieselben übertragen. Also nicht die Energie gradlinig nach allen Seiten herumschießender Moleküle, sondern die in konzentrischen Kugelschalen fortschreitende, in abwechselnden Verdichtungen und Verdünnungen, wie sie alle elastischen Flüssigkeiten zeigen, bestehende Wellenbewegungen sollen als Träger der Kraft angesehen werden. Danach müssen wir uns Gravitationswellen gerade so, wie die kosmischen Wärme- und Lichtwellen denken, wahrscheinlich auch mit derselben Geschwindigkeit sich bewegend*), ohne daß sie deshalb mit diesen identisch zu sein brauchen. Es ist ja bekannt, daß die dunklen Wärme- und leuchtenden Lichtstrahlen sich bei gleicher Geschwindigkeit durch ihre Wellenlänge unterscheiden, daß aber die Bewegung im Spektrum mit diesen beiden Arten der Wellenbewegung nicht abgeschlossen ist, sondern daß eben nur unsere Sinnesorgane für grade diese Quantitäten von Wellenbewegung allein empfindlich sind. Die oberhalb des Lichtspektrums liegenden chemischen Strahlen können wir noch durch chemische Reagentien sichtbar machen,

Tonprobe. (Seite 587.)



wissen. Er sagt: „Man sieht, es handelt sich im Grunde um nichts anderes, als um das Prinzip der Äquivalenz von Ursache und Wirkung oder, einseitig betrachtet, das Erforderniß genügender

general physics, as well as in astronomy that the central stress — opposing value in the solar system ($\frac{c^2}{2}$) is the velocity of light.

*) Pliny Earle Chase, Prof., Haverford College, N. America, nimmt nach einem Vortrag am 2. Januar 1880 als eine der Grundlagen der Berechnung für seine astronomischen Annäherungen: „the interesting and suggestive fact, important in chemistry and

sowie auch die dunklen Wärmestrahlen durch besondere Instrumente, während für die so ungemein viel langsameren und längeren Schallwellen das Ohr als besondres Organ vorhanden ist. Für die zwischen Schall- und Wärmewellen möglichen, sowie die noch kürzeren, als die chemisch wirksamen Lichtstrahlen, fehlen uns die Organe; so auch für die Gravitationswellen. Wir können ihre Existenz aber schließen aus den Wirkungen, nämlich den hervorgerufenen Massenbewegungen oder dem ausgeübten Druck.

Diese Art der Uebertragung von Bewegung ist natürlich nicht zu verwechseln mit der etwa durch das Strömen eines Flusses hervorgebrachten. Aber Frenschel trifft fehl, wenn er Dellingshausens Behauptung, daß unter gewissen Umständen durch fortschreitende Wellen — bei denen jedoch jedes Flüssigkeitstheilchen nur eine hin- und zurückgehende Bewegung vollbringt — eine konstante Bewegung nach einer Richtung an einem festen Körper veranlaßt werden könne, mit folgendem Beispiel zu widerlegen meint: „Wenn ein Holzstückchen auf einem Teiche schwimmt und man durch einen Steinwurf einen Wellenzug veranlaßt, der von der Mitte in stets weitem Kreise nach dem Ufer geht, so wird durch diese fortschreitenden Wellen das Holz gehoben und gesenkt, es nimmt theil an der Oszillation der Wassertheilchen, von denen es getragen wird, aber es wird nicht an das Ufer geführt, sondern nimmt, wenn der Spiegel wieder glatt geworden, seine alte Stelle ein.“ Dieses Beispiel ist nicht zutreffend, denn Frenschel setzt hier, außer einem engbegrenzten Wasserbecken, als von den Wellen beeinflussten Körper einen spezifisch leichteren voraus und dabei von so kleinen Dimensionen, daß er sich in mechanischer

Beziehung ganz gleich dem von ihm verdrängten Wasserquantum verhält und deshalb nur hin- und herpendelt. Dem entgegen daher Dellingshausen, abgesehen von anderen Einwüfen und Erwägungen, Folgendes: „Ein Körper kann durch kleinere Wellen nicht hin- und hergeschoben werden, sondern sie brechen sich an ihm, wie die Meereswellen an einem Felsen. Die mächtige Wirkung dieser Wellen ist aber allgemein bekannt; ein Schiffswrack wird in kurzer Zeit zertrümmert; jeder Badende weiß, daß er den Wellenbergen einen größeren Widerstand zu leisten hat, als den Wellenthälern, um nicht umgeworfen zu werden; die Fensterscheiben werden bei einer Explosion eingedrückt. In allen diesen Fällen werden Bewegungen hervorgerufen, wozu eine Arbeitsleistung erforderlich ist, welche der Energie der Wellen entnommen wird.“ Gegen den aus seiner Diskussion gezogenen Schluß: „Die Mittheilung der Bewegung durch eine Welle ist somit nichts anderes, als die innerhalb eines Körpers vor sich gehende Umwandlung der periodischen Bewegungen der Welle in eine gradlinig fortschreitende Bewegung seiner Punkte. Die Energie beider Bewegungen muß selbstverständlich äquivalent sein“, läßt sich nichts einwenden, ebensowenig als gegen den noch allgemeineren: „die Mittheilung der Bewegungen in die Ferne wird durch fortschreitende Wellen vermittelt.“ (Schluß folgt.)

*) Man wolle hiermit aus den interessanten Abhandlungen von A. W. Fabian in der „Neuen Welt“ die Beschreibung der Umwandlung von Energie der Wasserwellen in nützliche Arbeit durch mechanische Vorrichtungen vergleichen. Jahrg. 1880, Seite 178. D. Verf.

Betrachtungen über die Gesundheitspflege des Volkes.

Von Dr. Eduard Reich.

VII. Pflege der Sinneswerkzeuge.

Die Pflege der Sinneswerkzeuge macht einen sehr wichtigen, aber leider oft genug sehr vernachlässigten Theil der Gesundheitspflege aus, zuweilen wieder einen ungemein, aber mit ganz falschen Mitteln kultivirten Theil der Hygiene. In dieser letzteren Beziehung erinnere ich an die tausendlei Augenwasser, Gehörpillen, galvanischen Halsketten u. s. w., die sämmtlich dazu bestimmt sind, den Erfinder reich zu machen und das große Rhinoceros, welches man Publikum nennt, zu prellen und zu verhöhn.

Am besten für die Pflege des Tastsinnes, also die Ausbildung und Erhaltung seines Gefühls in der Haut, ist sorgfältige Reinigung dieser letzteren, vollkommene allgemeine Gesundheitspflege und Vermeidung aller das Hautgefühl abstumpfenden schweren Arbeit. Demnach kann von eigentlicher Kultur des Tastsinnes jetzt nur bei den höheren Klassen der Gesellschaft die Rede sein.

Der Geschmackssinn wird bei dem höheren und niederen Pöbel eifrigt und mit Leidenschaft gepflegt, ja in so großem Maße, daß die anderen Sinne dabei zu kurz kommen und die ganze Gesundheit darunter leidet. Die beste Kultur des Geschmackssinnes ist einfache, naturgemäße Lebensart und Entwicklung der ursprünglichen Instinkte.

Bei einem guten Theile der nur äußerlich Civilisirten und Uebereivilisirten läuft, ohne daß dies gewollt wird, alles darauf hinaus, den Geruchssinn zu erödten, abzustumpfen, zu verderben. Hierzu trägt das Wirthshausleben und Tabakrauchen, das gesundheitswidrige Treiben und Tabakschnupfen wesentlich bei. Menschen, die von Alkohol, Tabak und Wirthshaus sich fernhalten, einfach, mäßig und nach den Grundsätzen der Hygiene leben, in wohlgelüfteten Zimmern schlafen und täglich mehrmals kalt sich waschen, bewahren ihrem Geruchssinn völlig normale Beschaffenheit und erweisen damit sich eine der größten Wohlthaten; denn mittels der Sinne unterscheiden wir das uns Nichtzutragliche von dem uns Passenden.

Augen und Ohren pflegen, dies ist sehr leicht und sehr schwer, ganz wie man es nimmt und ganz nach der Person, welcher die Kultur der höheren Sinne obliegt. Augen- und Ohrenpflege braucht von keinem normalen, gesundheitsgemäß, sittenrein und vernünftig lebenden Menschen besonders vorgenommen zu werden, da sie mit der allgemeinen Leibeskultur von selbst sich vollzieht.

Die unzähligen Sklaven der modernen Nationalökonomie, die Proletarier des Geistes und der Faust, verderben ihre Augen bei grellem Sonnenschein und Lampenlicht, in halbdunklen, feuchten

Wohnungen, in Fabriken und tief unter der Erde in Bergwerken. Wer das Leiden entfernen will, muß dessen Ursache beseitigen. Nun predige man den Bergleuten: Steige nicht hinunter in den Schlund der Erde, bringt weder Kohle herauf noch Erz. Und sie werden antworten: Wir müssen hinunter, da wir anders verkommen, erhungern, verderben, und wir wollen lieber leben und ein wenig an unseren Augen leiden, als Hungers sterben.

Gegen diese Logik läßt sich unter den gegenwärtig herrschenden gesellschaftlichen Zuständen nichts einwenden; es kann nur ein Palliativmittel zur Pflege der Augen erfunden werden. Und dieses scheint mir sehr einfach zu sein: man schütze die Augen vor dem Einfall allzu grellen Lichtes, vor Staub und schädlichen Dünsten, reinige dieselben möglichst oft mit Wasser und lebe gesundheitsgemäß; man vermeide kalte, feuchte, enge, überheizte, nach Norden gelegene Wohnungen und schlafe in reinen, möglichst guten Betten; man lese nicht bis spät in die Nacht hinein und nehme kein Buch aus grauem Papier und mit Augenpulver gedruckt zur Hand.

Die empörende Habucht mancher Buchverkäufer schädigt die Augen unzähliger Menschen nicht selten in dem bedeutendsten Maße, und in allen Ländern, woselbst die Schulbücher aus mit Augenpulver bedrucktem grauen Löschpapier bestehen, sind Kurzsichtigkeit und damit Brillen epidemisch. Es gibt keinen jämmerlicheren Anblick, als die größere Hälfte der den Schulen entströmenden Knaben und Jünglinge mit Brillen umherlaufen zu sehen! Daß zu Entstehung von Augenfehlern die Schulzimmer mit ihren unpassenden Lichtverhältnissen und die schlechten Gerüche jener, außerdem die vielen Arbeiten bei Lampe und Gaslicht beträchtlich beitragen, haben wir nicht nöthig, besonders hervorzuheben.

Ueber den Gebrauch der Brille entscheide der Arzt.

Krankheiten der Gehörgänge müssen umso mehr verbreitet sein, je gesundheitswidriger die allgemeinen Lebensverhältnisse sich gestalten, je entschlicher der Kampf um das Bestehen tobt und je öfter die Furien des Krieges in den Kreis der Gesellschaft brechen. Gewisse Beschäftigungsweisen sehen das Ohr größeren Gefahren aus; diese letzteren werden umso bedeutender, je erbärmlicher Wohnung, Kleidung und Nahrung sind, und je geringer die Vorsicht ist, welche der Mensch den auf ihn wirkenden äußeren Einflüssen entgegensetzt.

Zu richtiger Pflege des Gehörinnes ist angemessene Gesamt-Lebensweise nach den Grundsätzen der Hygiene, gute Wohnung,

Vorsicht und vernünftige Abhärtung nöthig. Wer täglich gründlich sich wäscht, bedarf keines Ohrstöckels, um das Ohrenschmalz zu entfernen, weil dies bei der Wäsche sich entfernt. Man belästige niemals sein Ohr.

Der Schlaf und das Wachen sind Zustände, auf welche die Gesundheitspflege ihr Hauptaugenmerk richten soll; denn die Art, in der dieselben verlaufen, entscheidet über die ganze leibliche und seelische Gesundheit, über die Handlungen des Menschen, über dessen inneres und äußeres Schicksal.

Um durch ein Bild zu sprechen, können wir sagen, der Schlaf stelle im Haushalte des Leibes die Harmonie her, welche durch das über einen bestimmten Zeitpunkt verlängerte Wachen gestört wurde. Halten wir an dieser Vorstellung fest, so begreifen wir das Gefährliche, ja Verderbliche allzusehr verlängerten Wachens, verstehen aber auch, daß allzu langes Schlafen der Gesundheit nachtheilig sein müsse.

Einerlei, welche Umstände und Verhältnisse Schlaflosigkeit veranlassen, wir müssen immer darauf bedacht sein, diesen Zustand bei scheinbar Gesunden und wirklich Kranken energisch zu bekämpfen und baldmöglichst das naturgemäße Gleichgewicht zwischen Wachen und Schlafen wiederherstellen.

Dem Schlafe geht Ermüdung voran. Ermüdung drückt aus, daß in Muskeln und Nerven bereits an Stoffen es fehle, bei deren Zerfall Wärme frei wird und die Kraft in Bewegung sich umsetzt. Diese Materien ergänzen sich vorzugsweise während der Ruhe, während des Schlafes; fehlt es an Ruhe, an Schlaf, so fehlt es an Muskel- und Nervenkraft, und damit sinkt das Barometer der Zurechnungsfähigkeit: der übermüdete Mensch ist kein normaler Mensch, seinen Handlungen fehlt es an der nöthigen physischen Grundlage. An sehr vielen Unglücksfällen, die im Bereiche der Eisenbahnen sich zutragen, hat einzig und allein die Uebermüdung der Bediensteten die Schuld. Bestraft man diese Unglücklichen, so begehrt man das größte Verbrechen.

Der höchst barbarische Grundsatz „Zeit ist Geld“, den kommende wirklich civilisirte Geschlechter nur als Ausdruck naturwidriger Selbstsucht brandmarken werden, stört nicht nur das Wachen oft genug in cynischer Weise, sondern auch den Schlaf, begünstigt so die Zustände des Blutmangels und der nervösen

Erregbarkeit, und hilft Generationen mehr oder minder unglückseliger Geschöpfe erzeugen.

Weil der Mensch keine Arbeitsmaschine, sondern ein Organismus, und zwar ein gebrechlicher Organismus ist, darum bedarf er täglich einer gewissen Zeit hindurch der Ruhe, des Schlafes. Auf der Höhe des Lebens, im Alter der Reife also, ist bei Gesunden die Zahl von sieben Stunden im allgemeinen für den Schlaf genügend. Kinder, Greise, Frauen, Kranke und Konvaleszenten bedürfen längerer Schlafenszeit, und zwar desto längerer, je mehr es an Widerstandsvermögen und Kräften ihnen fehlt.

In öffentlichen Anstalten ist eine Stunde für das Zubettgehen und Aufstehen festgesetzt. Beschränkt sich der Zeitraum zwischen beiden auf sieben Stunden, so ist dies durchaus ungenügend; denn der eine Mensch bedarf längeren, der andere minder langen Schlafes, um in das Gleichgewicht seiner Kräfte, seines Wohlbestehens und zu sich selbst zu kommen. Je kürzer die allgemeine Schlafenszeit bemessen, je mehr alle Bewohner der Anstalt über einen Leisten geschlagen, desto mehr Krankheiten.

Der beste Regulator des Schlafes ist angemessene Ernährung und überhaupt Gesundheitspflege, andererseits vernünftige Erziehung zu Arbeit und Sittlichkeit. Damit einem jeden die nöthige Zeit zum Schlafen bleibe, ist es erforderlich, daß durch Vorrichtungen der Humanität der Kampf um das Dasein daran gehindert werde, Wellen zu schlagen, welche den einzelnen mit Vernichtung bedrohen oder gar vernichten.

Zu gutem Schlafe gehört ein gutes Bett und ein gesundheitsgemäß beschaffenes Zimmer mit der Lage nach dem Aufgange der Sonne. Es ist unbedingt nöthig, an eine etwas niedrigere Temperatur des Schlafgemaches sich zu gewöhnen, und ferner niemals in einer Stube ohne Fenster die Nacht zu verbringen. Es ist unerlässlich, Darm und Blase vor dem Schlafengehen zu entlasten, Gesicht und Hände zu waschen und ein Glas Wasser zu trinken.

Man liege nicht auf dem Unterleibe, sondern auf dem Rücken, mit sanfter Neigung nach der Seite, strecke grade sich aus, decke so sich zu, daß man weder friere noch schwitze, und bestrebe sich, mit guten Gedanken und reinem Herzen einzuschlafen.

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Kann ich auch mit Bestimmtheit nicht sagen, daß Elisabeth dir mehr als freundschaftlich zugethan ist, sagte ich eines Tages zu Freimann, so habe ich doch Grund zu glauben, daß sie deine Werbung, wenn sie zartfühlend und behutsam geschieht, nicht ausschlagen werde. — „Ich würde das Mädchen nicht begreifen, welches sich seiner Werbung gegenüber ablehnend verhielte,“ sagte sie, als ich das heikle Thema berührte. — Freimann ging nach dieser Antwort im Zimmer auf und ab. Er wiederholte Elisabeths Ausspruch und setzte hinzu: „Gewiß, ich bin ihr nicht gleichgültig. Sie wird mich lieben, wenn ich mich mehr mit ihr beschäftige. Daß sie dich nicht liebt, das heißt, daß sie dich nicht wie einen Bräutigam liebt, das habe ich gleich erkannt, als ich die Vertraulichkeit bemerkte, mit der ihr zusammen verkehrtet und noch verkehret. Elisabeth ist dir eine Schwester, du ihr ein Bruder, — eine andere Liebe, als diese geschwisterliche Liebe, ist undenkbar.“ — Ich saß auf dem Sopha, als Freimann dieses sagte, und hatte mein Antlitz hinter der Provinzzeitung versteckt. Ich hätte am liebsten geantwortet: Du lägst, du betrügst dich! — Aber ich schwieg. Was ich über die Lippen bringen konnte, war nur ein gehendeltes: „Wohl möglich, wohl möglich.“ — Freimann hatte meine Antwort überhört oder nur halb vernommen, sonst würde er gewiß nicht über dieses „Wohl möglich“ hinweg gegangen sein. Zu der Frage: „Was kannst du mir in dieser Sache rathe?“ versetzte ich: „Du bist von einer köstlichen Naivetät,“ und obwohl es mir nicht grade lächerlich zu Muthe war, so schien mir diese Frage doch so sonderbar, daß ich laut auflacht. Ich dachte an die Geschichte, in welcher einer den andern bestiehlt und dem Bestohlenen noch zur Bedingung macht, das Diebesgut in sein Haus zu bringen. — „Rathe,“ sagte ich, „warum nicht auch helfen? Nein, Theuerster, wenn deine Liebe auf solch' schwachen Füßen steht, so bist du

Elisabeth nicht würdig. Ich gehe in diesen Tagen auf Reisen. Während meiner Abwesenheit magst du dein Glück versuchen. Gelingt's, dann Glück auf! Gelingt's nicht, dann behalte ich meine — Freundin.“ — „Die Freundin wirst du verlieren,“ rief Freimann; „dieses Kunststück wirst du von mir ausführen sehen. O, ich bin nicht so zaghaft, wie du glaubst. Ich werde dir schon eine Probe meiner Energie geben.“ — „Aber nur, wenn es mir gefällt!“ antwortete ich etwas erregt. — „Wenn es dir gefällt? Du leidest wohl doch an Eitelkeit?“ — Ich lachte, und indem ich den Freund auf die Schulter klopfte, sagte ich: „Du weißt, gegen ‚Nuß‘ hilft keine Medizin. Du hast also gut energisch sein, — Spielerei!“ — „Du bist heute in poetischer Stimmung, Heins,“ rief Freimann. — „Ja,“ gab ich zurück, „in einer gehobenen Stimmung. Hättest du nur einen Begriff von ihr!“

Nach dieser Unterhaltung erging ich mich im Freien und, weiß der Teufel, wie es kam — auf einmal stand ich vor Liebers Haus. Ich wollte mich wieder davon machen, aber Elisabeth hatte mich schon gesehen, und als sie das Fenster öffnete und mit dem Finger drohte, da war doch keiner glücklicher, als ich; und als ich neben ihr saß, den altgewohnten Klang ihrer Stimme vernahm und sie mich wieder mit ihren seelenvollen Augen anblickte, da kam ich mir in dem Gedanken an das baldige Ende unsrer Liebe vor wie ein Selbstmörder, aber einer, den man zum Selbstmorde zwingt. Entweder — oder! — O, Elisabeth, du süßes Weib, schließ in dein Gebet all' meine Sünden ein! — Nicht sündigen wollen und doch sündigen müssen, — Verrätherei begehen müssen und wissen, daß darüber Herzen brechen können! —

Postkarte.

Theuerste Seele! Ich reise morgen ab. Es ist alles in Ordnung gebracht. Wir sind genügend versorgt und das Wetter

kann uns nie günstiger sein. Einen Brief empfängst du von dem ersten Orte, an welchem wir uns länger aufhalten. Wenn ich zurückgekehrt bin, wird aller Wahrscheinlichkeit nach die bewußte Sache abgethan sein. —

Ueber Berge und Auen, durch Thäler und Felder schreiten wir dahin. Die Sonne hat unsre Gesichter gebräunt und unsrer Muth, unsre Ausdauer wächst mit den Anstrengungen der Fußreise. Wir sind munter und fröhlich mit den Vögeln in den Zweigen, und wie wir so grüßend an den Landleuten mit unserm Touristengepäck vorüberwandern, mögen wir wohl ein angenehmes Bild der Gesundheit abgeben. Wir brechen, wenn das Wetter es erlaubt, früh auf und suchen erst spät eine neue unbekannte Lagerstätte auf. Dieses fortwährende Wandern, dieses fortwährende Sehen und Hören des Neuen und dieser beständige Wechsel in den Landschaftsbildern hat etwas ungemein Fesselndes für ein dichterisches Gemüth. Man kommt, wenn man diese Art des Genießens fortsetzt, nach und nach in einen produktiven Zustand und unwillkürlich formen sich die Gedanken zu einem Liebe. Mein Schüler profitirt von meiner augenblicklich günstigen Stimmung soviel, als sein erwachender Geist eben aufnehmen kann, und ich habe heimlich Freude daran, zu bemerken, wie in ihm langsam das Verständniß für das wahre Schöne in der Natur und Kunst aufdämmert. — So entschwinden die Tage durch Beschauen, mit Belehrung des Knaben und Selbstbelehrung, und ihre mannichfachen Anstrengungen bringen immer eine erquickende Nachtruhe. Mit einigen wenigen Büchern in der Tasche, den Sophokles vor allen, könnte ich auf diese Art bis an das Ende der Welt wandern, wenn es eben nur anginge; aber jedem Ding sind Grenzen gezogen, und keiner fühlt das zuweilen wohl mehr als ich. —

Während ich diese Zeilen in mein Notizbuch schreibe, befinde ich mich auf der Höhe eines Berges auf einem gigantischen Felsen. Der Wind bläst lustig durch mein Haupthaar; sonst herrscht tiefe Stille in der friedlichen Natur. Wenn es nur auch Frieden in meinem Innern wäre! —

Da bin ich nun wieder meilenweit zurück und zwei liebevolle Augen sehen zu mir empor und saugen mir den Rest meiner Fröhlichkeit hinweg — ganz hinweg. Gut, daß ich den Kleinen eben heranspringen sehe, sonst könnte ich leicht hier träumend sitzen bleiben bis zu heranbrechender Nacht, die Sterne erwartend, deren Bahnen ich so oft schon mit sinnender, ahnungsvoller Seele gefolgt bin, deren räthselhafte, geheimnißvolle und doch so gewaltig befähigende Sprache ich so oft schon habe auf mich einwirken lassen. — Ja, auch die Sterne sprechen, und manches andere noch spricht, oft beedter, als die Worte der Menschen, wenn es

auch viele nicht glauben wollen und mich als einen Schwärmer belächeln. — Ich denke als Gegenjah hierzu lebhaft an den sonnigen Sommertag zurück, wo ich mit Elisabeth die Fahrt auf dem Dampfschiffe von Mainz nach Bingen hinuntermachte. Sie stand auf dem Vordertheil des Schiffes. Eine leichte Brise, die uns entgegenpielte, zog durch ihr gelbes, glänzendes Haar. Zum erstenmale sah sie den vielbesungenen, stolzen Vater Rhein. Ihr Auge, in die weite Ferne gerichtet, hangend an den freundlichen Städtchen zur Rechten und an den weinberankten Geländen der Berge, strahlte die entzückendste Begeisterung, daß ich nicht wußte, ob ich mehr das schöne Frauenbild oder das lebendige Bild der Natur bewundern sollte. Sie zeigte dann und wann, wie hingejunken in Freude und Lust, in die Landschaft, und sie vergaß ganz, daß sie nicht allein und daß noch mehrere Personen umstanden, die ebenfalls des schönen, großartigen Schauspielers sich erfreuten — und als wir dann in Bingen unter einer Nebenlaube vor einem Glase Rheinwein saßen, da war ich so selig und vergnügt, daß ich ein Liedlein sang voll Lenz und Bönne und Liebe. — An jene glücklichen Tage denke ich jetzt und deshalb ist meine harte Meinung heut wohl entschuldigungswerth! — — —

Morgenroth an Elisabeth.

Ich bin in der recht üblen Lage, nicht zu wissen, was ich eigentlich schreiben soll, und doch drängt es mich, dich mit einem Briefe zu überraschen. — Was mich drängt? so wirst du fragen, die Sehnsucht drängt mich! O nein! Es ist etwas anderes, liebes Kind, es ist die Nothwendigkeit, es ist eine Pflicht, die jedes subjektive Gefühl zurückhält und sich zu äußern verbietet. — Und habe ich wohl ein Recht, die Sprache meines Herzens zu reden? — Ich darf es nicht, und geschähe es, ich verdiente Tadel und Strafe. — Also Pflicht? Und was für eine? — Diejenige, gutes Herz, die eigentlich die Eigenschaft jedes edlen Charakters ist, die Pflicht der Aufrichtigkeit! Hundert Meilen von dir entfernt, wo dein liebes Antlitz mir gleichsam nur traumhaft vorschwebt, wird es mir leichter, endlich das erlösende Wort zu reden, das Wort, welches die Eigenschaft des Sonnenlichtes theilt, alles zu erleuchten und zu klären. Es soll gesprochen werden und kostete es selbst einige Selbstüberwindung! Was hülfte es auch, wenn ich die Dinge gehen ließe, bis sie von selbst oder bis andere uns die Nothwendigkeit einer Aenderung aufdrängen. — Es wäre nur ein Hinzurren, ein Schwanken ohne festen Grund, eine Fortsetzung von ziellosen Qualen. — Ich rede also erst von mir; aber ich will es mit mir kurz machen.

(Fortsetzung folgt.)

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von Rudolph von B.....

(Fortsetzung.)

„Niemand, auf den ich Sie bitten dürfte, Rücksicht zu nehmen,“ antwortete Fritz Lauter. „Ich habe ein Gefühl, das mir — weshalb weiß ich nicht — das Zusammenwirken mit diesem Herrn, dem ehemaligen Schullehrer und späteren Publizisten Hampel, durchaus nicht wünschenswerth erscheinen läßt.“

Doktor Wendelin schaute Fritz in die Augen.

„Gut,“ sagte er. „Machen wir also alles zum Aufbruch bereit.“

Es wurde nicht mehr viel gesprochen. Die Männer waren alle viel zu sehr zu handeln bereit, um mit Worten ihre Zeit zu verschwenden.

Die Viertelstunde war noch kaum vergangen, als sie sich insgesammt zu jener Stelle zurückbegaben, wo sie den Abend vorher ihren Kahn gelassen hatten.

Klinke, der allezeit eifrige, war voran. Plötzlich blieb er stehen und rieb sich die Augen.

„Donnerwetter, bin ich denn blind oder irren wir uns alle zusammen?“ rief er. „Da ist ja von einem Boote keine Spur. Wir müssen falsch gegangen sein.“

Fritz Lauter sprang an seine Seite; die übrigen folgten rasch nach.

„Der Kahn ist fort; aber sehen Sie dort — dorthin — die Stelle ist noch deutlich zu erkennen, wo wir ihn hingezogen haben. Das feuchte Gras ist an den Boden angepreßt; der Kahn hat

allerdings schon theilweis im Wasser gestanden, das immer noch gestiegen ist —“

Er machte ein paar geschwinde Schritte nach dem Platz hin, wo der Kahn angelegt gewesen.

„Hier war er befestigt — der Wind oder sonst etwas hat ihn losgerissen —“

„Ja, der Sturm muß es gethan haben, — was denn sonst?“ sagte einer der Wärter, „und der wird ihn auch schon weit weggetrieben haben.“

„Donnerwetter,“ rief da der Klinke wieder dazwischen, der sich prüfend umgeschaut und sich nach etwas, was da auf dem Boden lag, gebückt hatte, „wenn der Sturm uns den Kahn entführt hat, so hat der Sturm auch ein Messer bei sich gehabt, mit dem er den Knoten durchschnitten, den ich so fest gezogen hatte, daß ihn ohne Messer nichts auf der ganzen Welt aufgekriegt hätte.“

„Der Knoten ist durchschnitten?“ fragte Doktor Wendelin ungläubigen Tons.

„Durchschnitten, ja, und mit einem verdammt scharfen Messer durchschnitten,“ beharrte Klinke bei seiner Behauptung.

„Er hat recht,“ bestätigte Lauter, der sich das Endchen Strid, welches Klinke vom Boden aufgehoben, eben auch von allen Seiten sehr genau angesehen hatte. „Und die Entführung des

Rahns muß in der letzten halben Stunde geschehen sein, denn als ich vorhin am Wasser war, lag er noch ruhig an seiner alten Stelle. Hoffen wir, daß die, die ihn uns genommen, Leute waren, welche gleich uns damit anderen zu Hülfe kommen wollten."

Der Doktor Wendelin hatte seinen Krimsstecher aus dem Etui genommen und in die Ferne hinausgeforcht nach dem so räthselhaft verschwundenen Rahne.

"Es ist mir, als ob ich da in der Richtung der Strömung, die von hier aus merkwürdig konstant nach Osten und auf das Dorf zugeht, etwas wie einen Kahn sähe, aber ob Menschen darin sind, kann ich nicht erkennen, — sehen Sie einmal nach, Herr Lauter."

Dieser nahm hastig das Doppelglas und spähte nach der bezeichneten Richtung aus.

"Es ist ein Kahn, ein Kahn, der ohne menschliche Lenkung von der Strömung fortgetrieben wird. Er ist völlig leer. Ja — gewiß — es ist unser Kahn — es ist seine Größe und Form; die ich sonst hier in der Gegend gesehen habe, sind plumper gebaut —"

"Na, dann ist also Ihre schöne Hoffnung, Herr Lauter, daß der Kahn von anderen Leuten, die auch aufs Retten ausgehen, uns weggekapert worden ist, auch zu Wasser geworden. Und ich möchte nur wissen —" Er hielt plötzlich inne und schlug sich mit der Faust vor die Stirn, als wenn ihm auf einmal etwas klar würde. "Nein, ich weiß — ich will nicht Klinkte heißen, wenn's nicht wahr ist — der dicke, freundliche Herr — Ihr angeblicher Freund, Herr Lauter, der weiß, wem wir den infamen Streich mit dem Kahn zu verdanken haben."

Lauters Gesicht verfinsterte sich. Er sah Klinkte ins Gesicht und wollte reden. Wendelin aber kam ihm zuvor.

"Woraus schließen Sie das, Klinkte?" fragte er.

"Daraus, daß der so — so gelacht hat, als er sagte, er würde sich uns anschließen. Das Lachen kam mir so komisch vor, ich wußte nicht gleich wie — jetzt aber ist mir's ganz klar, schadenfroh war's und nichtswürdig das Lachen. Er und seine Freunde, sie würden uns in jedem Fall noch treffen, sagte er zuletzt und dabei hat er so gegrinst —"

"Halten Sie das für möglich, Herr Lauter, und haben Sie eine Ahnung, weshalb uns jener Mann einen solchen Streich gespielt haben könnte?" wandte sich Doktor Wendelin wieder an Friß.

"Es ist auch mir, als könnte niemand anders den elenden Streich verschuldet haben; ich traf den Mann hier am Wasser in der Nähe dieser Stelle, trotzdem aber finde ich nicht den mindesten Grund zu solchem Handeln. Der Mann that auffällig freundlich zu mir; dazu freilich hat er ebensowenig Ursache, als zur Feindseligkeit, wenn ich auch sein Nachfolger bin in der Stellung, die er früher beim 'Tageskorrespondenten' eingenommen und verloren hat, selbstredend völlig ohne mein Zutun, noch ehe ich eine Ahnung hatte, daß ich berufen werden würde."

"Ah, Sie waren sein Nachfolger, und er verließ die Stellung nicht freiwillig, wie?" sagte der Arzt. "Nun, da läßt sich immerhin ein Zusammenhang ahnen. Der Mann ist ein Schurke, das sieht fest. Aber das Dudenstück soll ihm nicht geschenkt sein. Wir werden ihn finden —"

Friß Lauter legte seine Hand auf den Arm des Doktors und sagte:

"Ich denke, wir verschwenden unsre Zeit nicht an Unwürdige, zumal dieser Hampel seinen Streich jedenfalls nicht ohne weiteres eingestehen würde. Beantworten wir uns lieber die Frage, wie wir am schnellsten zu einem andern Fahrzeug kommen. Denn aufgeben, oder auch nur länger, als unbedingt nöthig, unterbrechen, wollen wir unsre Rettungsarbeit doch gewiß nicht."

Doktor Wendelin mußte ihm, so erbittert er war, doch recht geben. Auch die Wärter stimmten zu; sie hatten Geschmac gefunden an ihrem schweren Werke und brannten darauf, von neuem zu beginnen.

Klinkte erklärte sich bereit, den Weg nach dem vom Wasser verschont gebliebenen Theile von Waltersdorf von neuem zu machen, um dort nach einem Kahn sich umzuthun.

Die übrigen theilten sich in zwei Partien, um nach beiden Seiten an den Ufern des in den letzten Stunden entstandenen Sees entlang ihren Forschungsgang anzutreten. An einer großen, weithin sichtbaren Eiche wollten sie sich in spätestens einer Stunde wieder zusammenfinden.

Die Stunde war vergangen und die kleine Kolonne hatte sich an der Eiche pünktlich wieder zusammengefunden. Nur Klinkte fehlte noch. Einen erheblichen Erfolg hatten die andern bisher nicht zu verzeichnen gehabt, daher harrten sie unso gespannter der Nachrichten, welche er bringen würde. Ein kleines Rähnen war zwar glücklich auf einem hochgelegenen Weiser aufgetrieben und gleich mitgebracht worden. Aber es vermochte höchstens drei Menschen zu fassen und war daher nicht anders als im Gefolge eines größeren Fahrzeuges zu gebrauchen, umsomehr als es noch so schadhast war, daß sich kaum ein Mensch auf ihm einer so großen und bewegten Wasserfläche hätte anvertrauen können, wie sie sich vor unseren Rettungsmännern ins schier Unabsehbare ausdehnte.

Dieselben waren grade dabei, zu rathschlagen, was zu thun sei, wenn Klinkte nicht bald käme, da rief der eine Wärter, nach einer Richtung zeigend, die mit dem Wege nach Oberwaltersdorf garnichts zu thun hatte: "Dort kommt er, dort!"

Alle sahen nach dem bezeichneten, noch ziemlich fernen Punkte, der in der nebligen Atmosphäre beinahe verschwamm.

"Ja, ja, er ist's. Er läuft, wie besessen. Aber wie in aller Welt kommt er dorthin? Das ist ja, als ob er eine Reise um die Welt gemacht hätte — grade von der entgegengesetzten Seite kommt er!" riefen die Wärter verwundert untereinander.

Keiner konnte sich das Räthsel erklären. Klinkte kam wirklich im Sturmschritt näher. Er mußte sehr aufgeregt sein, denn kaum als er seiner Genossen am Fuße der großen Eiche ansichtig geworden war, winkte er lebhaft und beschleunigte dabei seinen tollen Lauf noch mehr.

"Über Klinkte," rief ihm Doktor Wendelin, als er in Aufweite gekommen war, entgegen, "wenn Sie auch spät kommen, so abzuheizen brauchen Sie Sich doch nicht."

Klinkte antwortete nicht, aber er hörte auf, zu rennen und kam nun langsam und sichtlich arg erschöpft vollends heran.

"Unserm Klinkte ist etwas Schlimmes geschehen," rief auf einmal im Tone des Erschreckens Friß Lauter. "Er sieht ganz entsetzt aus — da sehen Sie nur sein Gesicht."

Klinkte hatte die Worte gehört. Er blieb etwa zwanzig Schritte vor den ihn Erwartenden stehen, nahm die Mütze vom Kopfe, um sich den Schweiß abzuwischen und nickte. Sprechen konnte er infolge der eben ausgestandenen, offenbar furchtbaren Anstrengung noch nicht.

"Klinkte, was ist geschehen, ich glaube, Mann, Sie haben geblutet?" rief jetzt nicht minder erschrocken der Arzt.

Klinkte war inzwischen mitten unter den ihn umringenden und erregt auf ihn einsprechenden Gefährten angelangt. Er nickte wieder. Endlich konnte er reden.

"Freilich hab' ich geblutet, aber das war nicht gefährlich und lange, lange nicht das Schlimmste. Aber mein Buckel und meine Arme müssen besser aussehen, als mein Kopf, den ich mir eben gedeckt habe, so gut es ging. Aber da fühlen Sie einmal, Herr Doktor, hier hab' ich doch eine Kopfnuß hergetriegt, daß mir Hören und Sehen verging."

Der Arzt befühlte die Stelle, auf welche Klinkte hinwies.

"Erzählen Sie, Mann, wie Sie zu dieser furchtbaren Wunde gekommen, und das ist nicht die einzige auf Ihrem Kopfe. Wenn wirklich Ihr Körper noch schlimmer zugerichtet ist, so können Sie froh sein, daß Sie wenigstens mit ganzen Gliedern vor uns stehen."

"Das ist auch ein Meerwunder, sag' ich Ihnen. Solche Hiebe hab' ich in meinem ganzen Leben nicht gekriegt. Himmelkreuz-donnerwetter, ja! Aber nun lassen Sie mich erzählen, — Sie alle geht's auch an und unsern Herrn Lauter am meisten, — hören Sie nur."

Er holte schwer Athem und that einen tiefen Zug aus des Feldflasche. Dann begann er:

"Ja, sehen Sie, wie ich fort von Ihnen war, da war ich in 'ner Viertelstunde schon dicht am Dorfe da unten. Ich hatt' es verdammt eilig und das war mein Pech, — kam ich zehn Minuten später, dann wären die verfluchten Halunken schon über alle Berge gewesen. Es war nämlich die reine Rotte Korah von hochberger Bergleuten, grade als ob sich einer die verlumpteften von den tausenden von Kerlen da oben um die Bergwerke 'rum ausgesucht hätte. Und ein Kerl wie ein Baum mit einem großen Pflaster über dem einen Auge führte die Bande, und der scheint's am Schlimmsten auf Sie abgesehen zu haben, Herr Lauter."

(Fortsetzung folgt.)

Das V. allgemeine deutsche Turnfest in Frankfurt am Main.

Vom 25. bis 28. Juli war Frankfurt, die altehrwürdige Kaiserstadt am Main, Stellbühne für über 10000 aus allen Gauen Deutschlands herbeigekommene Turner. Auch aus den fernsten Theilen Deutschlands, aus Belgien, Holland, Frankreich, England, Italien, aus der Schweiz, aus Oesterreich, Ungarn und Siebenbürgen waren Vertreter zu diesem großen Feste entsandt, sodaß, mit Einschluß der vielen einheimischen und fremden Zuschauer, eine recht bunte und reichhaltige statistische Tafel von Provinzen und Ländern entstand, die am besten und schönsten bei dem 1 1/2 Stunden währenden Festzuge selbst, in dem Desfilée der beinahe zahllosen Fahnen und Standarten sichtbar wurde. Frankfurt hatte sich festlich geschmückt, die Stimmung war eine lebendige, und da besonders Frankfurts Damen an Spenden von Blumen, Wehen und Winken mit Tüchern nicht ermüdeten, so durften sich die Turner nicht beklagen; der Empfang war ein herzlicher. Wäre das Wetter günstiger gewesen, hätte der periodische Regen nicht das Festarrangement des öfteren gestört, wäre schließlich das am 28. Juli abends stattgefundene Feuerwerk glücklich und ohne Menschenopfer verlaufen, so hätten Festgeber und Gäste noch lange Zeit Stoff, mit Freuden an die Turnertage in Frankfurt zurückzudenken. — Die einheimische Presse hatte Monate, Wochen und Tage voraus alles aufgeboten, sowohl die Aufmerksamkeit auf das Fest zu lenken, als auch die getroffenen Einrichtungen bestens zu loben. Von einer Kritik war fast nirgends zu lesen. Ist das ein Fehler gewesen, so hat man nun hinterdrein Gelegenheit genug und die Pflicht, über manches tadelnd zu reden, über das man vorher wohl hätte vergebens gesprochen. — Als man an die Verwirklichung des Festes herantrat, war das erste, einen geeigneten, der Stadt nahegelegenen Platz zu erlangen. Man wählte das vor dem Friedberger Thor gelegene Grundstück des Barons Rothschild, und dieser des Geldes so sehr bedürftige Mann vermietete das etwa 80 Morgen große Feld für den Sommer 1880 aus Patriotismus zu dem civilen Preise von 7000 Mark. 52 Morgen des Platzes benutzte man zu dem Festorte, den man mit einer Festhalle, einer Tribüne, acht Bierhallen, zwei Dienstgebäuden, einer Germaniastraße und dem Bildniß Jahns schmückte, sodaß im ganzen 8000 Personen Dachung finden konnten. Bei dieser Einrichtung, die dem frankfurter Architekten D. Lindheimer (nebenbei gesagt, ein Mitglied des Hauptcomité's des Turnfestes) infolge einer erlassenen Konkurrenz, übertragen war, hatte man sich zweifellos nach den Verhältnissen des 1862 in Frankfurts Mauern abgehaltenen deutschen Schützenfestes gerichtet, durchaus aber nicht der Progression der Einwohnerzahl Rechnung getragen, und so einen fast um die Hälfte zu kleinen Festplatz hergestellt, was an dem ersten Festtage, an welchem das Wetter günstig war, eklatant in die Augen sprang. Das Gedränge war auf dem Platz so groß, daß Ellenbogen an Ellenbogen stieß. Als darauf nun der Regen herniederströmte, der für ein solches Fest ungünstige Lebensboden erweichte, mußte man einsehen, daß Baron Rothschild ein überaus gutes Geschäft gemacht, das Comité aber einen ganz unzureichenden Platz erwählt hatte. — Das Fest sollte ein nationales, ein Volksfest sein, von verschiedenen und gewissen Seiten behauptet man noch, daß es ein solches gewesen sei. Bedenkt man aber, daß das Eintrittsgeld pro Person eine Mark (keine Tageskarte) und die Familienkarte, auf welcher die Familienmitglieder auch noch Beschränkung erfahren, 10 Mark für die Dauer des Festes kostete, so ist es klar, daß wir es hier mit nichts weniger, als mit einem Volksfest zu thun hatten. Es war das Fest gewisser Bürger und nur in diesem Sinne ein Volksfest. Um diesen Punkt noch klarer zu stellen, müssen wir einfach fragen, wer waren denn die zahlreich anwesenden Turner? Waren sie die wirklichen Vertreter deutscher und außerdeutscher Turnvereine? Einige, manche mögen es gewesen sein, manche, deren Verein pekuniär gut stand, und manche, deren Verein es daran gelegen war, einen oder den andern Turner von Profession wegen eines zu erringenden Preises bei dem Feste zu wissen. Im großen und ganzen waren es reiche Leute, wie ja kaum der vierte Theil derselben wirklich an den Freiübungen, und hiervon wieder nur ein kleiner Theil sich an den Ringübungen und dem Preisturnen betheiligte. Man verschaffte sich eben, ob Turner oder Nichtturner, eine Legitimation zu dem Feste, benutzte die ermäßigten Eisenbahnfahrpreise, ließ sich mit Sang und Klang in der ehemaligen freien Reichsstadt bewillkommen und beendete den Jubel, indem man demselben entweder eine Badekur oder einen Sommerausflug folgen ließ. — Lange vor der Festeröffnung kursirten in Frankfurt die verschiedensten Ansichten über die Gestaltungsart der erscheinenden Turner. Man malte sich das Benehmen derselben vorzugsweise ordinär aus und kopirtirte in öffentlichen Herrentreffen mit Vorliebe ein epigrammatisches Gedicht, das an pessimistischer Ausdrucksweise nichts zu wünschen ließ und nur aus Anstand hier nicht reproduziert werden kann. Bedenkt man nur, daß sich Männer, die sich sonst der Turnerei gegenüber ablehnend verhalten und denen die Turnerei sonst der Beachtung fast unwerth erscheint, dennoch an die Spitze des Festes stellten und sich in Reden über Nationalität und Patriotismus ergingen, so begreift man einerseits den Erfolg, andererseits die Würdigung dieses allgemeinen Festes und erkennt es schließlich in seiner Eigenschaft als politisches Mittel. Bei den abgehaltenen Banketten ist daher viel nach dieser Richtung geredet, hie und da wohl der Anlauf zu einer gefunden Anschauung genommen worden, über die Phrase ist aber kaum einer öffentlich hinausgekommen; ja, es fanden sich zwei total taktlose Redner, die Herren Dr. Götz aus Lindenau, Schriftführer, und Georgii aus Eschlingen, Vorsitzender des Turnaussschusses, welche der von ihnen, resp. der Turnerei

ergangenen Einladung dadurch höhnsprachen, daß sie sich bei dem ersten offiziellen Bankett in anstößigstem Chauvinismus ergingen. Dem entgegen ist bemerzenswerth, daß Deutschlands Kaiser, Mitglieder der preussischen Königsfamilie und Bismard der ergangenen Einladung zur Festtheilnahme nicht entsprachen. Man denkt vom Throne herab also anders über die Turnfesterei, und um so drohlicher erscheinen danach die oratorischen Bemühungen der angeblischen Turner.

Nach alledem boten der Festplatz und die Festlichkeiten auf demselben nur ein wirres, buntes Bild, aber keines, das das Gemüth des Menschen hätte erheben können. Fehlte diesem großen „allgemeinen Feste“ auch eine große allgemeine Ungebundenheit der Meinungsäußerung, so fehlte äußerlich der genügende Raum zur bequemen und ungewungenen Entfaltung der einfrömdenden Menschenmenge. „Kein Baum verstreute Schatten“, wenn stundenlang die Sonne brannte; und kein genügender Schutz war vorhanden, wenn es regnete. So ward nothgedrungen der Schwerpunkt der Festesfreunden in die Stadtwirtschaften und in die Cirkel derjenigen Vereine verlegt, welche ihren Landsleuten zu Ehren Bankette veranstalteten. Hier war auch die Freude eine ungleich gehobenere und der Meinungsaustrausch ein um vieles freierer. Die Verherbergung der Turner hatten theils die Bürger, theils der Turnaussschuß selbst übernommen. Letzterer hatte Massenquartiere beschafft, in denen hsp. 700 Mann auf einmal Aufnahme erhielten, und die nur mit den denkbar nothwendigsten, dazu meist mangelhaften Utensilien versehen waren. Wer von den Turnern des zweifelhaftesten Glückes genossen, hier einquartirt gewesen zu sein, wird im Gegensatz zu seinen Kameraden nicht grade mit Lobeserhebungen aus Frankfurt geschieden sein. Von weiter Reise und den Anstrengungen des Tages erschöpft, verlangt der Körper eine bequemere Erholung, als die gebotene war. Jede Militärkaserne hätte in jeglicher Beziehung einen Vergleich ausgehalten, würde man sich die Mühe hierzu gegeben haben. Diese Kalamität entsprang eben aus dem der deutschen Turnerschaft hierorts anhaftenden bösen Renommée. — Von Ausschreitungen einzelner Turner ist nichts verlautet, — man bewegte sich zwar frei, gemüthlich, stets aber in den Grenzen der Schicklichkeit, und insofern muß man der anwesenden Turnerschaft alles Lob spenden. Manche Vorurtheile von Süd wider Nord, von West wider Ost und umgekehrt hat das Fest ausgleichen helfen, und wenn das Allgemeine deutsche Turnfest auch nur diesen Zweck gehabt hätte, wir könnten zufrieden sein, und auch nur in dieser Hinsicht begrüßten wir das lärmende Fest. — Ganz anders stellt sich die Betrachtung, wenn wir den idealen Werth der gebotenen und überhaupt der modernen deutschen Turnleistungen unteruchen. Die Turnerei ist die bewußte Korrektur der in Bezug auf den körperlichen Verfall des Menschengeschlechts grell hervortretenden schädlichen Einflüsse des Kulturlebens, ist das Mittel, unter Aufstellung und Durchführung eines wohlgeordneten Systems von Übungen des Körpers, die Vervollkommnung desselben zu erzielen. Von dem geheimnißvollen Zusammenhange des menschlichen Geistes mit dem Körper, sagt Dr. Kloss in seinem „Katechismus der Turnkunst“, nahmen die gebildeten Völker des Alterthums eine wichtige Veranlassung her, die menschliche Bildung nicht bloß auf die geistigen Anlagen, sondern auch auf die leibliche Erhaltung und Ausbildung zu beziehen. — Die Sentenz, in welcher sich die tiefe Lebensweisheit der Alten ausdrückt: Mens sana in corpore sano (ein gesunder Sinn in einem gesunden Körper) hat für alle Zeiten ihre Geltung. Kein Volk der Erde hat eine so planmäßige Bildung des Geistes und Körpers erreicht, wie einst das griechische. Nicht bloß ein tüchtiges Volk im ganzen, sondern auch eine Reihe öffentlicher Charaktere im besonderen wurde dadurch hervorgerufen, die von uns noch heute als große Männer in allen Gebieten des Kulturlebens angestaunt und als Muster hingestellt werden. Wir Modernen, die wir die Einheit des Körperlichen und Geistigen nicht bloß ahnen, wie die Griechen, sondern davon überzeugt sind, stehen dennoch in der Gymnastik den Griechen noch weit nach. Wie der edleren bildenden Gymnastik der Griechen eine zeitlang das athletische Virtuosenstumm gegenüberstand, welches darauf hinausging, eine gewaltige Kraftsteigerung zu erzielen, um mit derselben bei öffentlichen Festen zu glänzen und Siegespreise zu erringen, bei welchen Wettkämpfen der äußerliche Verlauf nicht immer gefahrlos für den Betheiligten war; wie diese prahlerischen Gaukelspiele der Athleten gar bald ihr Ansehen verloren, wie sie in ihrem ganzen Wesen und Auftreten das Einseitige der Gewinnung einer rohen Körperkraft zeigten, die Harmonie zwischen Körper und Geist mißachteten, so in ähnlicher Lage befindet sich die moderne Turnerei und nur so kommt es, daß sich die Turner nicht grade der größten Hochachtung in unserer Zeit erfreuen. — In dieser Betrachtung führte uns von neuem das fünfte Allgemeine deutsche Turnfest, auf welchem ca. 25 Prozent der Turnenden, bei wirklich vorzüglichen Geräthschaften, sich beschädigten und des auf dem Festplatze stationirten ärztlichen Beistandes bedurften. Streben wir darnach, der idealen Forderung der Körperentwicklung zu entsprechen, wir haben dann einen großen Schritt nach vorwärts gethan. So aber gehen wir noch langsam, sehr langsam, wie wir Deutsche in allen Dingen sehr langsam und leider zu bedächtigt vorzueilen. — Ueber den jäh eingetretenen Schluß des Festes, veranlaßt durch das Plagen eines Feuerwerkskörpers, dessen eiserne Splitter 26 Opfer trafen, haben die Tageszeitungen längst berichtet. Ohne Zweifel wäre das große, die ganze Stadt tief aufregende und das Fest mit raschem Schläge störende Unglück nicht geschehen, hätte man weniger auf Großartigkeit des Feuerwerks gesehen, und hätte man diejenigen Vorsichtsmaßregeln getroffen, welche auf einem

so kleinen Festplaze, wo mehr als 40 000 Menschen zusammengebracht waren, geboten waren. — Am Sonntag, den 25. Juli, war Frankfurt voll Jubel, acht Tage später zog man mit Kränzen hinaus auf den Kirchhof. — Ziehen wir das Fazit aus unseren apophoristischen Darlegungen, so müssen wir dafür eintreten: 1) daß derartige, sogenannte allgemeine Feste zu wirklichen Volksfesten gestaltet werden, indem man den Eintrittspreis möglichst gering berechne, 2) daß man Rücksicht auf die klimatischen Verhältnisse des Landes nehme und die Baulichkeiten dementsprechend errichte und 3) daß man von derartigen Festlichkeiten solche Unterhaltungsspiele fernhalte, welche auch nur im entferntesten Gefahr bringen können.

Frankfurt a/M.

W. L. R.

Modethorheiten vergangener Jahrhunderte. IV. Besonders auffällig und närrisch war das seinerzeit gleichfalls sehr beliebte, an den Rändern der Röcke, Kragen, Ärmel und Ähselfüße angebrachte Zaddelwerk (siehe Illustration in Nr. 30). Dieses, ursprünglich sich als einfache ausgeschnittene Lappen darstellend, später durch Auszadungen dieselben zu komplizierteren Formen gestaltet, war anfangs französischer Brauch, fand aber zugleich mit Schnabelschuh und Schellen nebst anderem Schwulst in Deutschland Eingang und zwar zur Ausstaffierung der männlichen Kleidung bereits im 13. Jahrhundert. Wie es aber dem 15. Jahrhundert erst vorbehalten war, sich im Ueberhandnehmen so vieler Uebertreibungen und Geschmacklosigkeiten auf dem Gebiete des Kleiderwesens auszuzeichnen, so gelangte auch das Zaddelwerk erst um diese Zeit zur vollen Ausbildung. Angebracht wurde es mit Vorliebe am Tappert, einem kurzen, mantelförmigen Gewand, welches sich durch seine weiten und langen Sädmäkel ganz vorzüglich dazu eignete. Man begnügte sich dabei nicht mit dem einfachen Ausschlagen des Stoffes, sondern suchte das Lappenwerk noch durch Aufnähen von anderen Lappen zu verdoppeln oder auch, wie in der Blütheperiode dieses Unsinns, das ganze Gewand damit zu besetzen. Zu bemerken ist dabei, daß die Ausartung — gegen Ende des 15. Jahrhunderts — auch hier erst eintrat, nachdem sich die Verordnungen der hohen Obrigkeit alle Mühe gegeben hatten, dem Uebel Einhalt zu thun. In der Kleiderordnung des Rathes von Ulm vom Jahre 1406 wird verboten: „an Röcken, Mänteln und Tapperten keine Lappen mehr zu tragen, noch an irgend einem Gewand mehr als acht Einschnitte zu machen, ausgenommen nur Reitröcke, daran man Lappen tragen mag, aber auch nur außerhalb der Stadt. Auch möge es gestattet sein, an Röcken, Mänteln und Trapperten, die nicht mit Pelzwerk gefüttert sind, unterhalb ein Gefränk von Lappen doch höchstens von nur einer viertel Elle Länge anzubringen. Die Kappen oder Guggeln aber möge man zerschneiden wie man wolle, nur dürfe dazu niemals mehr als vier Ellen Tuch verwendet werden.“ Die Thatfache, daß man die Lappen in der Länge einer viertel Elle gestattete, sowie daß man verbot, nicht mehr als vier Ellen Tuch zu einer Kopfbedeckung zu verwenden, zeigt am deutlichsten, welche Dimensionen das Gezaddel schon damals angenommen hatte. Weitere Verordnungen bemühten sich gleichfalls, dem Ueberhandnehmen des Unsinns entgegenzuwirken, aber mit ebensowenig Erfolg wie in anderen Fällen. Das Auffällige und Absonderliche wird vom großen Haufen am liebsten nachgeahmt, und erst wenn es von den Tollsten unter den Tollen auf die Spitze getrieben und zur kompletten Narrheit geworden ist, kehrt die Vernunft allmählich zurück. Viele Menschen müssen eben die Wirkungen des Fragenhaften und Geschmacklosen erst an anderen beobachten, bevor sie das Komische und Widerliche begreifen, welches sie durch ihr äußeres Betragen hervorgerufen. Wie die Schellen tracht, so beschränkt sich denn schließlich zu Ende des 15. Jahrhunderts auch das Zaddelwerk, indem es allmählich an Liebhabern verlor, nur noch auf die Narren und öffentlichen Spaßmacher, gleichsam als wolle man dadurch späteren Geschlechtern immer wieder ins Gedächtniß rufen, daß die Narrheit sich einst nicht als ein Privilegium bestimmter Personen bewährt, sondern sich vielmehr wie eine ansteckende Krankheit über einen nicht unbedeutlichen Theil der Gesellschaft verbreitet habe. — Von besonders barbarischem Geschmack zeugt auch die getheilte Kleidung. Ein böhmischer Chronist berichtet uns um 1336, wie man Röcke von zweierlei Tuch getragen habe und wie bei manchen die Rodärmel in der Größe verschieden gewesen seien. Andere wieder hätten den linken Ärmel oder die linke Brust mit allerlei Bändern und Schnüren in vielerlei Farben verziert, oder Bildnisse auf der linken Brust getragen. Wieder andere nähten an derselben Stelle ein andersfarbiges Tuchstück auf, welches wieder mit verschiedenfarbigen Buchstaben u. dgl. verziert war. Vorläufig trat diese Mode auch nur vereinzelt auf, nach und nach wurde aber das gesammte Stupethum davon ergriffen, und in ihrer Blüthezeit im 15. Jahrhundert war ihre Ausbildung eine derartige, daß man sie an sämtlichen Kleidungsstücken, die Schuhe nicht ausgenommen, anwandte. Gebräuchlich war, daß man die ganze Bekleidung durch zwei verschiedene Farben zerschnitt, sodas die eine Seite, von vorn oder hinten gesehen, beispielsweise blau und die andere roth erschien, während der Habit von der rechten oder linken Seite gesehen, entweder sich als ganz blau oder ganz roth darstellte. Manchmal beschränkte man die Theilung auf die Beinbekleidung, manchmal auf das Wams oder den Rock, meistens ordnete man sie jedoch so an, daß die rechte obere Seite mit der linken unteren und umgekehrt in der Farbe harmonirten. Außerdem gefiel man sich auch darin, die vier Stücke verschieden zu färben oder durch aufgenähte andersfarbige Stücke auszustatten. Die erwähnte Illustration zeigt diese Methode. —

So waren die Krieger von Augsburg 1473 drifarbig gekleidet und zwar in weiß und roth, welches der Länge nach mit grün getheilt war. Dann brachte man die Streifen auch wellenförmig an oder ließ sie schräg über den Körper gehen. Kurz, man gab sich alle Mühe, die menschliche Gestalt zu verunstalten und wie ein Wappenschild zu behandeln. Daß man die menschliche Figur nicht durch übel angebrachte Formen und Farben in der Bekleidung zerschneiden oder viertheilen darf, wenn man Anspruch auf Geschmack machen will, wurde damals nicht beachtet und nimmt wohl auch wenig Wunder, wenn man sieht, wie heute nach 400 Jahren ganz nach derselben Richtung gesündigt wird. Man ist nur raffinirter geworden; damals trat die Gefühl- und Geschmacklosigkeit plumper auf, das ist der Unterschied. ort.

Tonprobe. (Bild Seite 580—81.) Wir befinden uns in der Glockengießwerkstatt des Meisters Klöppel. Der musikerverständige geistliche Herr soll den Klang der neugegossenen Glocke prüfen und hat zu dem Zweck seine Geige mitgebracht. Mit gleich wichtiger Miene geht Meister Klöppel mit dem Hammer, sowie der Priester mit der Geige ans Werk; aber noch eine dritte Person nimmt lebhaften Antheil an dem Vorgang, der älteste Sprößling des Hauses Klöppel, der übermüthige Sepp, der die musikalische Glockenprüfung mit Stock und Blasbalg und zwar mit der ernsthaftesten Miene von der Welt parodirt. Seine beiden jüngeren Geschwister horchen so andächtig dem ersten Glockenschlage zu, daß sie darüber ihr schönes Spielzeug vergessen. Die dralle Frau Meisterin, welche das laute Treiben aus der Küche in die Werkstatt gelockt hat, belebt in lauschender Stellung den Hintergrund, während des Hauses treuer Wächter, der Bullenbeißer Schnapp sich links im Vordergrund vor der Glocke postirt hat und halb verduht, halb grimmig in den tönenden Schlund hineinglockt. Was wird wohl das weithinfallende Erz den Menschen alles tünden, wenn es auf dem Thurmgeläut zwischen Himmel und Erde hängt! Heute ruht es die Andächtigen zur Kirche und morgen heißt es Sturm zur Abwehr des Feindes; seine eiserne Zunge ladet zur Hölle und zum Begräbniß zugleich. In der That gibt es wenig Gemeindevorrichtungen, die so tief ins Menschenleben greifen, wie die Glocke, deshalb haben sie hunderte von Dichtern besungen, doch keiner von allen so herrlich wie Schiller. Die Geschichte der Glocken ist hochinteressant, wenn schon die Zeit ihrer Erfindung, wie die des Pfluges, des Dreschfleßels, der Egge, des Holschuhes und vieler andern nützlichen Einrichtungen nicht festgestellt werden kann. Die Ägypter und Etrusker, sowie ihre Schüler, die Griechen und Römer, besaßen schon Glocken, welche bei kleineren Maßverhältnissen vorzugsweise musikalischen Zwecken dienten. Die erste Verwendung der Glocken als Signale finden wir in Rom und zwar in den letzten Tagen der Republik. Die Zeitgenossen des „größten Römers“ Julius Cäsar hatten an ihren Hausthüren derart angebrachte Glocken, daß sie beim Eintreten erklangen. Die Ägypter waren die ersten, welche kleine Handglocken beim Opferdienst gebrauchten und der Hohepriester der Juden trug sogar klingende Schellen an seinem Festgewand. Die Priester der buddhistischen Religion, die heute noch in Indien und China 200 mill. Anhänger zählt, verwendeten seit dem 5. Jahrhundert vorchristlicher Zeitrechnung im Freien hängende Glocken zum Zusammenrufen der Kirchengemeinde. Mögen sich die christlichen Priester noch so sehr dagegen sträuben, so besteht doch hohe Wahrscheinlichkeit dafür, daß der christliche Kultus von den buddhistischen Ceremonien nicht nur die brennenden Altarkerzen, den Weihrauch, das Frage- und Antwortsingen, sondern auch die Glocken herübernahm. Bis zum Einführen der Glocken bediente man sich zur Gebeteinladung eigener Boten, die man Einsager oder Mahner nannte, oder man nahm Zuflucht zu Ausrufern und Herolden, womit sich der Islam heute noch begnügt. Einen Fortschritt in dieser Hinsicht bedeuten die hölzernen oder metallenen Klöppel oder Hämmer, die in einem gewissen Rhythmus auf die, glatt abgehobelte Bretter geschlagen wurden. Im 6. Jahrhundert mahnte man die gläubigen Schäflein mit Schellen an die vorgeschriebene Andacht. Im Jahre 604 wird zuerst in Rom einer Kirhenglocke Erwähnung gethan und sechs Jahre später kommt eine andere in Frankreich und zwar in Orleans vor. Um das Jahr 850 erscheinen sie bereits allgemein verbreitet, und einzelne Kirchen haben deren gleichzeitig mehrere aufzuweisen; so die Sophienkirche in Konstantinopel gleich ein volles Duzend (heute als Hauptmoschee *Ua Sophia* gar keine). Die gewerbsmäßige Einfielerei bei guter Verpflegung und freier Klosterwohnung, das Mönchsthum, welches die christliche Kirche auch von buddhistischen Kirchengesellschaften entlehnte und so gut zu konserviren wußte, daß es sich sogar bis auf unsere Tage erhalten hat, nahm die Glocken unter seine ganz besondere Obhut und hat am meisten zu ihrer Verbreitung beigetragen. In den unruhigen Zeiten der Völkerwanderung, in welcher die römischen Mönche die einzigen Kulturbewahrer waren, mag die zur rechten Zeit gegogene Sturmglocke manches Unheil verhütet und manchen Ueberfall vereitelt haben. Ihren lateinischen Namen *campana* erhielten die Glocken aller Wahrscheinlichkeit nach, weil sie aus campanischem Erz, *aes campanum*, gegossen wurden, und nicht, weil sie, wie fälschlich behauptet wird, zu Nola in Campanien zuerst hergestellt worden sind, da, wie wir eingangs erzählt haben, sie zuerst in Rom vorkamen. Der große Frankenkönig Karl war es, der nebst vielen anderen römischen Einrichtungen auch die Glocken in Deutschland einbürgerte, doch besißt das Wallrafsmuseum in Köln eine eiserne, aus drei Stücken zusammen-

genietete Glocke, deren Ursprung bis ins 6. Jahrhundert zurückreicht. Die Benediktiner, deren Kulturbestrebungen wir bereits in den Artikeln „Eckhardt“, „Kremsmünster“ und „Sädingen“ lobend erwähnt haben, waren auch im Schmelzen und Formen der Metalle Lehrer des Volkes. Ihre Abtei Sankt Gallen besaß schon gegen Ende des 8. Jahrhunderts im Mönche Tanto einen weitberühmten Glockengießer. In England haben dieselben Mönche hundert Jahre später ein harmonisches Geläute hergestellt, während in anderen Ländern gegossene Glocken erst im 11. Jahrhundert allgemeiner wurden. Durch die Ausbreitung der mohamedanischen Herrschaft wurden sie im Orient wieder verdrängt und sind dort heute noch selten, weil der Türke eine so geräuschvolle Ankündigung des christlichen Gottesdienstes nicht duldet. Die katholische Kirche hat eine eigene Vorschritt (Ritual) zur Taufe der Glocken, unter deren Vollziehung sie denselben Namen von Heiligen wie belebten Wesen beilegt. Auch an Pathen fehlt es nicht, die natürlich nicht mit leeren Händen kommen dürfen. Daß die Glocken dadurch zu finanziellen Zwecken ausgebeutet werden, ist selbstverständlich. Um die stille Trauer der Charwoche zu erhöhen, wird während derselben nicht geläutet und zur Bekräftigung dieser Maßregel erfand man das Märchen, daß sämtliche geweihte Glocken zu Ostern nach Rom fliegen. Nach derselben Version haben auch geweihte Glocken die Macht, schädliche Gewitter zu zertheilen, obzwar schon mancher Küster während des „Wetterläutens“ mit dem geweihten Glockenstrang in der Hand vom Blitze erschlagen wurde. Die schwerste Glocke, 27 150 kg, trägt das höchste Gebäude der Erde, der Thurm des Kölner Doms, der am 14. August d. J., nach 632jähr. Bauzeit vollendet wurde. Die treffliche Charakteristik unseres Holzschnittes, welches die Wiedergabe eines Delgemäles von William Schirraw ist, veranlaßt uns zu der lobenden Erwähnung des letzteren. Schotte von Geburt, doch als Kind mit seinen Eltern nach Amerika ausgewandert, hat er einen ähnlichen Bildungsgang wie der Tyroler Defregger und der Ungar Munkácsy durchgemacht; Defregger war Maurer, Munkácsy Tischler und Schirlaw Kupferstecher und alle drei widmeten sich erst in späteren Jahren der Malerei. Obzwar alle drei mit Nahrungsvorgen zu kämpfen hatten, erlangten sie doch in auffallend kurzer Zeit, und zwar unter Piloty's Leitung in München, einen hohen Grad von künstlerischer Ausbildung. Die unsern Lesern vorliegende „Tonprobe“ ist im Jahre 1874 in München entstanden und hat dort wie später auf der Weltausstellung in Philadelphia lebhafteste Anerkennung gefunden, welche wir ihr auch nicht vorenthalten wollen. Möge der ehemalige Kupferstecher, gegenwärtig Professor an der Kunstakademie in Newyork, allen seinen Schülern die Anleitung zu so trefflichen, in jeder Figur lebendig sprechenden Genrebildern geben, wie er eines in der „Tonprobe“ selbst geliefert hat. Dr. R. T.

Entzifferung verbrannter Dokumente. Der in jüngster Zeit stattgehabte Brand des münchener Hauses erregte außer der Theilnahme an dem Verluste des Alterthumsforschers an eignen Manuskripten auch ein allgemeines Bedauern über das Zugrundegehen der ausgewählten Bibliothek, die, wie berichtet wird, nicht nur seltene, sondern einzig vorhandene, historisch werthvolle Dokumente und Schriften enthielt. Es liegt in diesem Ereigniß eine dringende Mahnung für die Inhaber solcher Seltenheiten, ihre Befriedigung weniger in dem Besiß, als in der Bekanntheit derartiger literarischer Schätze zu suchen und ihrerseits wenigstens alles mögliche für eine Veröffentlichung und Vervielfältigung des Inhalts zu thun, damit er nicht durch irgend ein Naturereigniß oder aus andern Gründen nutz- und nutzlos wieder verschwinde. Es ist aber bei dem Brande einer Bibliothek, der nicht mit gänzlicher Zerstörung des Gebäudes und vollkommenem Durch-einandergerührtwerden der Trümmer und Bücherreste geendet hat, unter Umständen von dem Wesentlichen, nämlich dem Inhalt der Bücher, noch viel, ja alles zu retten möglich. Man kann leicht beobachten, daß einzelne Blätter von Papier, die rings von Luft umspült werden, zwar vollständig zu Asche verbrennen, welche vom Luftzug zerstreut wird; am Rücken gebundene Hefte von kleinem Umfange jedoch, die man, ohne sie aufzublättern, anzündet, verbrennen nur schwierig, unvollständig und lassen eine zusammenhängende Kohle zurück, wenn sie starker Hitze ausgesetzt waren. Noch unvollständiger geschieht die Verbrennung, wenn, wie in Bibliotheken, ganze Reihen von Büchern in Regalen fest aneinander gepreßt aufbewahrt werden, da sie sich dann nicht leicht von selbst durch die Hitze oder den Luftzug aufblättern können. Die Blätter der einzelnen Bände bilden eine homogene Masse, die einem verkohlten Holzblock ähnlich sieht. Ein Versuch, sie zu öffnen, führt in diesem Zustand zu einem Zerbröckeln und Zerfallen und sonach zu völligem Verlust. Von Rathelot wurde jedoch ein Verfahren erfunden, derartige Dokumente zu entziffern. Er schnitt den Rücken der das Buch bildenden Bogen durch, so daß die einzelnen Blätter den

Zusammenhang verloren, tauchte das Buch in Wasser und setzte es sofort einer ziemlich starken Hitze an der Mündung eines Kalorifers aus. Durch das rasche Verdampfen des Wassers lösten sich die einzelnen Blätter und behielten genug Zusammenhalt, um bei großer Vorsicht von einander getrennt werden zu können. Die Schrift auf den verkohlten Blättern sieht matt, das Papier glänzend schwarz aus, ähnlich wie Samtverzierungen auf schwarzem Atlasgrund, so daß das Ablesen zum Zweck erneuten Niederschreibens keine Schwierigkeit bietet. Mit Hilfe dieses Verfahrens wurden mehr als 70000 Dokumente wiederhergestellt, die in den durch die Erstürmung der einzelnen Stadttheile von Paris nach der Kommunebewegung herbeigeführten Bränden zerstört worden und bereits als verloren angesehen waren. R.-L.

Ein Schweizerischer Landvogt vor dreihundert Jahren. Von der drückenden Zwangs- und Gewalt Herrschaft, die ehemals die Eidgenössischen Landvögte, in den als „Untertanenlande“ früher betrachteten und behandelten italienischen Vogteien (heutiger Kanton Tessin) ausübten, wird heute noch viel berichtet. Daß es unter den Landvögten von Zeit zu Zeit auch „weiße Raben“ gab, beweist uns der Inhalt eines Briefes, den vor dreihundert Jahren der Landvogt Werdmüller von Locarno (aus Zürich stammend), an die Eidgenössische Tagsatzung richtete. Der Ehrenmann schrieb an seine Vorgesetzten resp. an die Eidgenössische Tagsatzung Folgendes: „Ich habe den Schuldenbetrieb in meiner Vogtei bis zur Ernte oder bis auf neuen Befehl von Euer Gnaden eingestellt, denn die armen Leute haben weder Korn noch Geld, solches zu kaufen. Sie haben freilich einiges Vieh. Nimmt man ihnen aber ihre Kühe, so haben ihre Kinder keine Milch und gehen zu Grunde. Ich bitte Euch, gnädige Herren, inständig um die Befugniß, ihnen täglich einen Kessel Brod- und Fleischsuppe auszutheilen, um diese Unglücklichen vom Hungertode zu retten. Die Ehre der Eidgenossenschaft verlangt es, daß wir das Beispiel einer gerechten und wohlwollenden Verwaltung geben, und daß wir den Leidenden helfen. Unsere Nachbarn werden loben und beneiden. Diese Weise, unsere Macht auszubreiten, wird für uns besser sein, als die Eroberung durch Speiße und Hellebarden. Könnte man es nicht auch dahin bringen, den Verwünschungen der Leute von Lugano über die Käuflichkeit derjenigen, die sie regieren, ein Ziel zu setzen. O! um Gottes Willen, gnädige Herren, schaffet schmächtige Gewohnheiten ab, zur Wohlfahrt und zur Ehre der Eidgenossenschaft.“ Die „gnädigen und gestrengen Herren“, die in der Tagsatzung den Inhalt des Briefes vernahmen, ehrten die mannhafte Sprache des Briefstellers und sich selbst am Besten dadurch, daß sie den Maßregeln des edelgestimmten Landvogtes beistimmten und seine Vollmachten erweiterten! So geschah vor dreihundert Jahren in den Untertanenlanden der Schweiz, während in den angrenzenden Ländern die hohen Herren, geistlichen und weltlichen Standes, dem schwerbedrückten Landmanne bei ihren wilden, verwegenen Jagden, von mächtigem, zahlreichen Troß umgeben, die grüne Saat, das reisende Getreide zertrampelten und Kaiser Maximilian mit mächtigem Heere gegen das, mit „Verbrechen aller Art vertraute Rühervolk“ zu Felde zog! Den Staatsmännern des XIX. Jahrhunderts, die an der Spitze großer Staatswesen die Geschichte der Völker lenken, stünde, zum Segen und Heile der Menschheit, die Dem- und Handlungsweise des Landvogtes Werdmüller wohl an. C. St.

Ein Gesundheitspaß aus dem vorigen Jahrhundert. Gesundheitspolizeiliche Anordnungen zur Verhütung der Einschleppung von epidemischen Krankheiten bestanden in Sachsen schon im vorigen Jahrhundert, wie der nachstehende Paß beweist: „Wir Bürgermeister und Rathmanne der Stadt Zittau im Marggrafthum Ober-Sachsen, uhrenkunden hiermit, daß in hiesiger Stadt und Gegend (Gott Lob!) reine und gesunde Luft, und von einiger Pestilenzianischen Seuche, und andern ansteckenden Krankheiten nichts zu spüren sey. Dannhero Wir Mächtiglich nach Standes-Gebühr, ersuchen, Vorzeiger dessen Mons. Christian Benjamin Gerlach Cand. Academiae, 21 Jahr alt, mittler Statur, in grauer Kleidung. — Welcher von hier aus nach Wittenberg zu reisen gesonnen, aller Orten ungehindert paß- und repassiren zu lassen; Welches Wir zuversichtlich erbötig sind. Urfundlich unter unserm Gemeinder Stadt wissenschaftlich vorgedruckten Insiegel. Actum Zittau, den 29. Mai Anno 1759. Der Rath daselbst.“ Wer nicht im Besiß eines ähnlichen Passes war, durfte in den fünfzig Jahren des vorigen Jahrhunderts, als in dem nahen Böhmen die Pest wüthete, nicht in die Stadt treten. Die Bewohner der an Zittau grenzenden Dörfer erhielten Münzen oder Pappkarten, auf welchen ein P geprägt war. Ohne Vorzeigung derselben durften sie nicht durch die Thore der Stadt. -2-

Inhalt. Idealisten, von Rudolf Lavant (Fortsetzung). — Ueber die Lösung eines zweihundertjährigen physikalischen Problems, von Rothberg-Lindener (Fortsetzung). — Betrachtung über die Gesundheitspflege des Volkes, von Dr. Eduard Reich (VII. Pflege der Sinneswerkzeuge). — Zirkfahrten, von L. Rosenbergs (Fortsetzung). — Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph v. B. (Fortsetzung). — Das V. allgemeine deutsche Turnfest in Frankfurt a/M. — Modethorheiten vergangener Jahrhunderte (IV). — Tonprobe (mit Illustration). — Entzifferung verbrannter Dokumente. — Ein Schweizerischer Landvogt vor 300 Jahren. — Ein Gesundheitspaß aus dem vorigen Jahrhundert.